

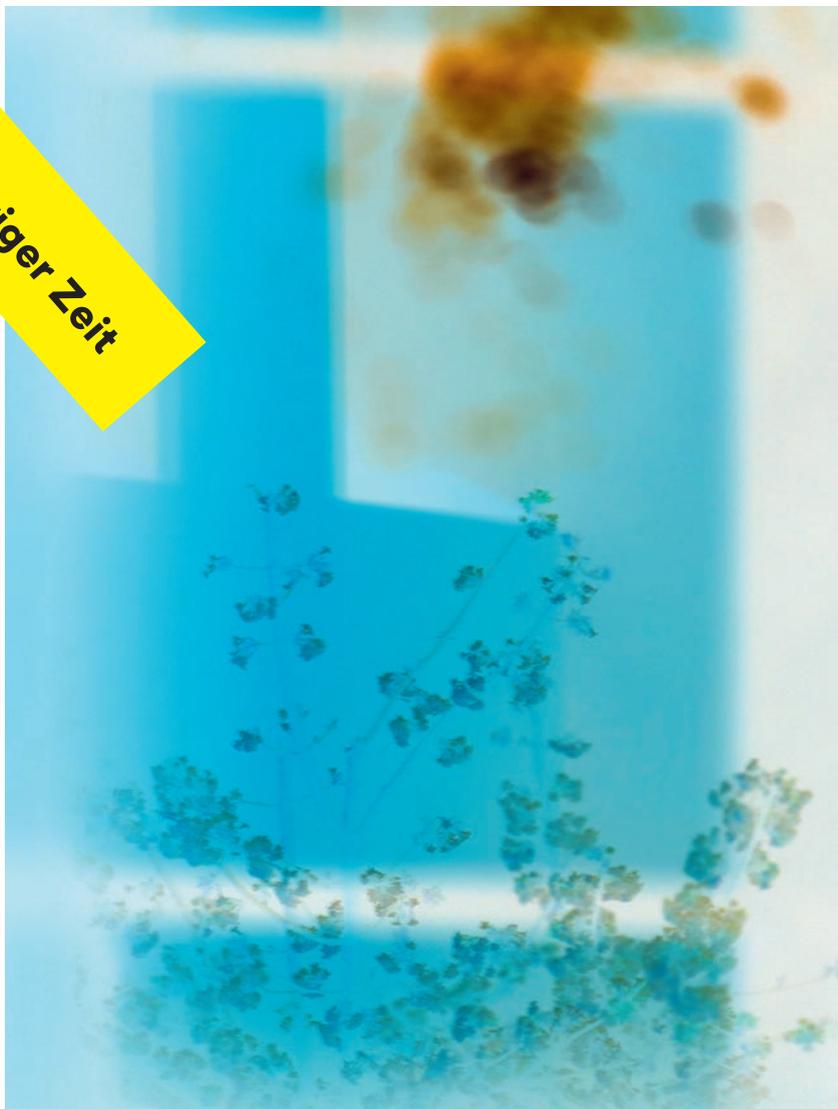
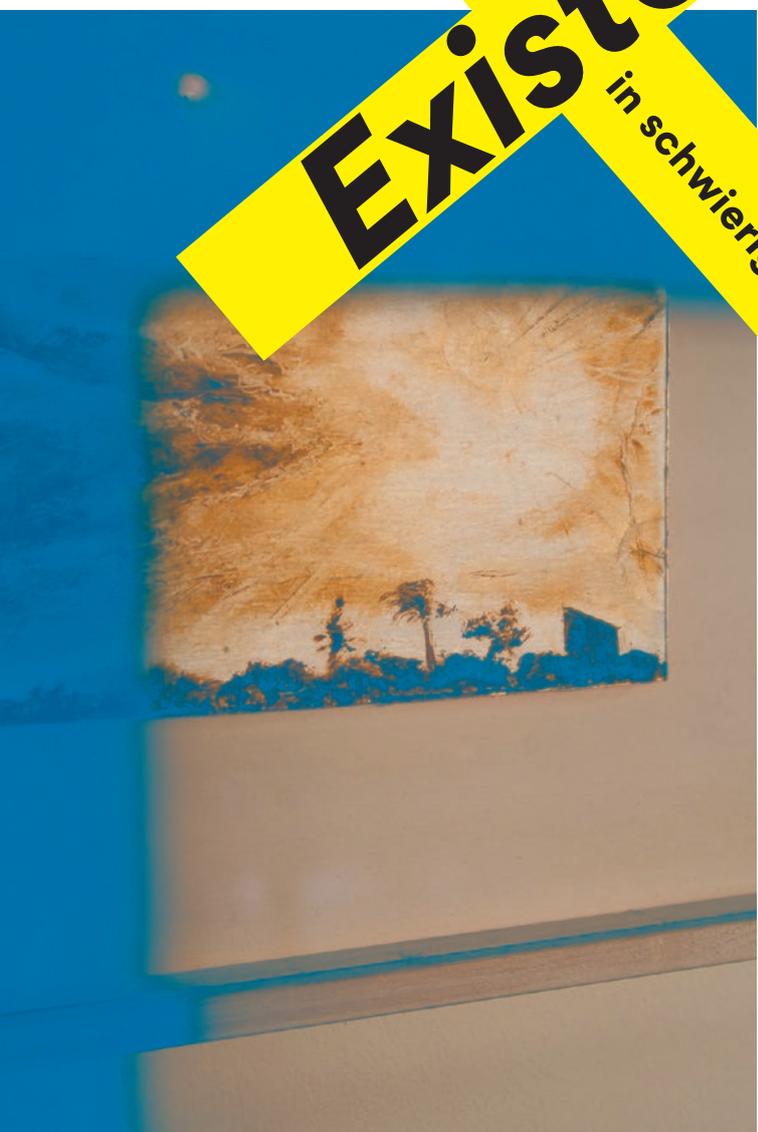
VÖGELEKULTUR BULLETIN

ALLES AUSSER GEWÖHNLICH

Über das Leben

EXISTENZ

in schwieriger Zeit





Oben: Bild, Wohnzimmer; Fensterkreuz, Wintergarten.
Unten: Selbstportrait, Schlafzimmer.

Fotografische Tagträume

Seit nunmehr 26 Jahren arbeitet André Roth (*1961) als freischaffender Fotograf. Zwei Monate vor der Pandemie begründete er in einer 3,5-Zimmer-Wohnung sein Home-office – und stellte das Zuhause und den umliegenden Park ins Zentrum einer künstlerischen Serie. Rund 80 Bilder sind im Corona-bedingten Stillstand entstanden; allesamt Liebeserklärungen an seinen Fluchtort. Die Aufnahmen wirken wie fotografische Tagträume. Ein Sonnenstrahl, der kurz durch das Fenster fällt; ein Kabel, das lose vor einer weissen Wand hängt; das Spiel zwischen Drinnen und Draussen: Allesamt intime Momentaufnahmen, die Zeit und Aufmerksamkeit erfordern. André Roth ist nicht

am eigentlichen Sujet interessiert, für ihn sind Stimmungen, die Auseinandersetzung mit dem Ort und das Spiel mit Tiefe, Unschärfe, Schärfe und dem Licht weit wichtiger. In der Nachbearbeitung verändert er die Farben der Stillleben, verändert deren Stimmungslage und verstärkt dadurch die Abstraktion. «Durch diese Bilder habe ich mein Zuhause neu entdeckt», sagt er, «und noch mehr schätzen gelernt. Die Krise hat mir eine neue Welt eröffnet. An einem Ort, wo ich sie nie erwartet hätte.»

Mehr dazu: roth-schmid.ch, [instagram/rothundschmid](https://www.instagram.com/rothundschmid)

Inhalt

2

Fotografische Tagträume

ANDRÉ ROTH

5

Was nun?

Im Gespräch mit **MONICA VÖGELE**

9

Normalität-à-Tête

KILIAN ZIEGLER

12

Alles wird gut

MATTHIAS HEITMANN

17

Angst ums Leben

ROLAND GRÜTER

18

Zuhause

DANIEL SCHREIBER

23

Wir sind stark

Interview mit **JOSEF HÄTTENSCHWILER**

26

Unsere zweite Familie

CLAUDIA WÜSTENHAGEN

31

Unter Beobachtung

YUVAL NOAH HARARI

34

Ich, Thomas

THOMAS MEYER

36

Brauch aller Bräuche

TILMAN ALLERT

39

Wir, zusammen!

Interview mit **HEINZ BUDE**

41

Einsatz fürs Ganze

MARTIN EBEL

42

Neues Glück

HANNES SOLTAU

45

Lachen erlaubt

Interview mit **JÖRG RÄWEL**

47

Panik, live auf Sendung

BERNHARD PÖRKSEN

50

Widerspruch erwünscht

MATTHIAS HEITMANN

52

Zurück in die Zukunft?

MARLEEN STOESSEL

55

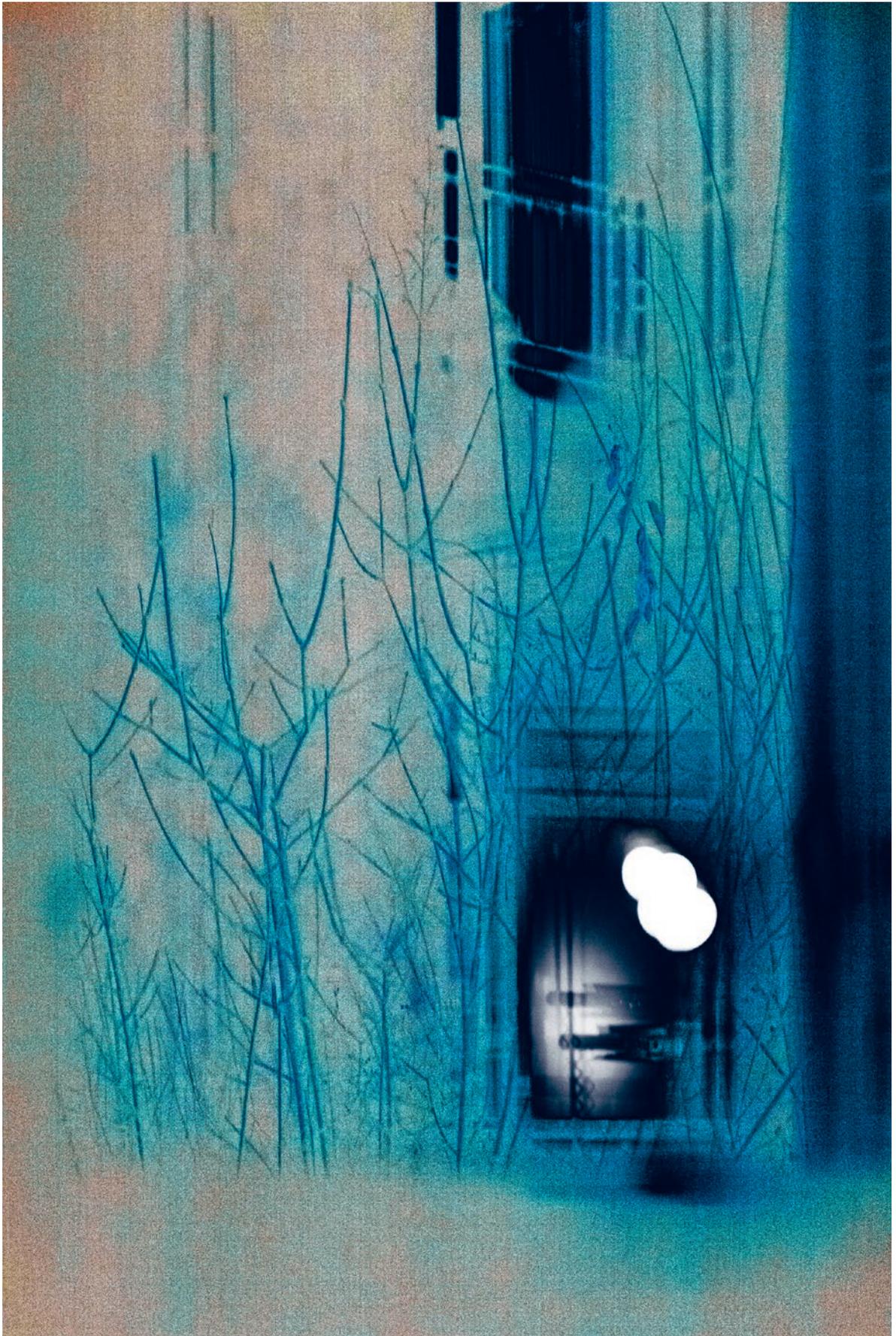
VÖGELE KULTUR:

Aussichten, Angebote, Informationen.

Bilder Titel

Oben: Tischplatte, Garten; Spiegelung
Wintergarten. Unten: Bild Wohnzimmer;
Treppenaufgang, Flur.

Impressum Trägerschaft des *Vögele Kultur Zentrum* und Herausgeberin des *Bulletins (Verlag)*: Stiftung Charles und Agnes Vögele, CH-8808 Pfäffikon SZ; *Redaktion*: Vögele Kultur Zentrum, Monica Vögele, Roland Grüter; *Autoren*: Tilman Allert, Selma Badawi, Martin Ebel, Roland Grüter, Yuval Noah Harari, Matthias Heitmann, Thomas Meyer, Bernhard Pörksen, Birgit Schmid, Daniel Schreiber, Markus C. Schulte von Drach, Hannes Soltau, Marleen Stoessel, Claudia Wüstenhagen, Kilian Ziegler; ©*Texte*: Autoren und Herausgeberin; ©*Bilder*: André Roth; *Gestaltung und Grafik*: Michael Schaepe; *Druckvorstufe*: Lutz Repro AG; *Druck*: Theiler Druck AG (klimaneutral ID 53143-2003-1003); *erscheint*: Juni 2020; *Auflage*: 10 000 Ex.



Spiegelung im Fenster, Fassade.

Was nun?

Die Corona-Pandemie hat gezeigt, wie verletzlich unser Weltgefüge ist. Ein Gespräch mit Monica Vögele über die Lehren der Krise – und weshalb sie diesen ein Bulletin widmet.

Interview **ROLAND GRÜTER**

Frau Vögele, die Corona-Pandemie scheint überstanden. Viele Menschen bangten um ihre Gesundheit. Sie auch?

MONICA VÖGELE: Nein, glücklicherweise nicht. Das Virus ist wie ein Phantom. Es legte zwar die Welt lahm. Ich und mein privates Umfeld aber wurden davon verschont. Dafür bin ich sehr dankbar. Mich beschäftigte anderes.

Was genau?

Ich litt mit den Menschen, denen das Virus ihre Liebsten genommen hatte. Ich dachte an jene, die in Ländern ohne taugliche Gesundheitsversorgung leben. Sorgen machte mir überdies das kurzfristige und wenig verknüpfte Denken, das manche zeigten – sie stellten Solidarität hinter ihren Egoismus zurück. Ich sah gesunde, nicht bedrohte Menschen, die sich sagten: Damit ich mich in Sicherheit wiegen kann, lasse ich andere Kopf und Kragen riskieren. Ich denke da unter anderem ans Einkaufsverhalten. Mancher wollte der Einzige sein, der beim Händler einen Extrastatus erhielt.

Auch Sie zwang die Krise in die Quarantäne. Rückblickend: Wie erlebten Sie die langen Wochen?

Als ausgesprochen arbeitsintensiv – dies aber im besten Sinne. Homeoffice und die damit verbundenen digitalen Sitzungen forderten mir viel Präsenz ab, sie können einem ganz schön an die Substanz gehen. Diese Art der Kommunikation ermöglicht überraschenderweise aber auch Nähe, selbst wenn man Kilometer voneinander entfernt sitzt. Man kommuniziert viel und intensiv. Durch die Isolation entsteht ebenfalls Freiraum für Neues, Kreatives.

Womit haben Sie sich in dieser Zeit bei Laune gehalten?

Ich muss mich selten bei Laune halten, auch nicht in schwierigen Zeiten. Ich bin naturgegeben eher eine Opti-

mistin. Eine, die viel über Umstände nachdenkt, sich davon aber nicht aus der Fassung bringen lässt. So schlimm diese Wochen in vieler Hinsicht auch waren: Privat und geschäftlich brachten sie mir viel Neues. Ich hatte plötzlich Zeit für mich, für meine Familie, für Bücher, für Musik. Die Agenda war plötzlich leer, hielt mein Leben nicht ständig auf Trab. All das empfand ich als grosses Geschenk!

Nichts, was Ihnen das Virus genommen hat?

Doch, schon. Mir fehlten die spontanen sozialen Kontakte, der direkte Austausch, die Menschen. Ausserdem nahm mir das Virus den Glauben, die Schweiz sei eine unverwundbare Insel. Corona hat uns ganz brutal vor Augen geführt, wie abhängig wir voneinander sind. Nach der Globalisierung der Wirtschaft erlebten wir eine Globalisierung der Gefahr – und der damit verbundenen Sorgen. Diese kennt keine Grenzen, egal wie stark wir uns abschotten.

Viele sagen, die Welt nach der Krise werde eine andere sein. Teilen Sie diese Meinung?

Ja, das denke ich schon. Unser Leben wird sich im Kleinen wie im Grossen verändern. So wie wir das Händewaschen beibehalten werden, wird auch unser soziales Verhalten davon geprägt bleiben. Ich fürchte, dass Rassismus und Ausgrenzung durch die Pandemie einen neuen Schub erhalten. Wir werden vermeintlich Bedrohendes, Fremdes wohl stärker zurückstossen – und Schuldzuweisungen, wie wir sie bereits erlebt haben, nehmen wahrscheinlich ebenfalls zu. So manches kommt auf den Prüfstand. Im Gegensatz dazu hoffe ich natürlich stark, dass das Zusammenrücken der Menschen, wie wir das in Nachbarschaften erleben durften, bestehen bleibt. Es wäre doch schön, wenn wir – wie in jüngster Vergangenheit – miteinander in ein Gespräch kommen, wenn wir wieder mal beim lokalen Bauern vor der Gemüsetheke in einer längeren Schlange anstehen.



Schalen mit Sugo, Küche.

Menschen vergessen schnell...

Stimmt. Grundsätzlich liegt es in der menschlichen Natur, dass er zu alten Gewohnheiten zurückwill. Und vergisst die Möglichkeiten und die damit verbundenen Chancen, zu neuen Ufern aufzubrechen. Diese Gelegenheit sollten wir aber nicht verpassen. So wie aus wirren und irren Ideen wirklich Neues entspringt, so könnte auch aus einer grossen Krise unbekannt Gutes entstehen.

Welche Konsequenz der Krise würden Sie im Alltag besonders vermissen?

Wenn der traditionelle, verbindliche Händedruck verschwinden würde. Diese Gefahr ist besonders bei jüngeren Generationen gross, sie haben die Geste nicht wirklich intus.

Ein Bonmot sagt, der Mensch werde durch Schaden klüger...

Es kommt sehr darauf an, wie gross der Schaden ist und wie dieser genau aussieht. Ist man direkt und persönlich davon betroffen? Ging er womöglich ans Leben und wurde nicht nur aus der Ferne beobachtet? Im Idealfall kann eine Krise tatsächlich ein Umdenken bewirken. Doch im grossen Ganzen wird diese Hoffnung, die ganz und gar meine ist, wohl eher nicht erfüllt.

Welche Learnings sollten wir denn für die Zukunft mitnehmen?

Uns nicht überschnell in alte Abhängigkeiten zu begeben. Wir haben gerade erlebt, wie nachteilig diese sein können. Dazu zählt beispielsweise unser hedonistisches Konsumverhalten, aber auch gewisse politische Richtlinien. Fehlt mir denn tatsächlich etwas Substantielles, wenn eine gewisse Kaffeesorte, eine exotische Frucht oder auch ein in Asien produziertes Kleidungsstück nicht geliefert werden kann? Nein! Gewiss nicht! Hängt der Erholungsgrad von Urlaub davon ab, wie viele Flugstunden entfernt die Feriendestination liegt? Wir können nicht die ganze Welt bereisen wollen, aber die damit verbundenen Gefahren an der Grenze zum Stoppen bringen. Apropos offene Grenzen: Denken wir in diesem Zusammenhang an die grosse Abhängigkeit der Unternehmen. Ich finde: Wir sollten lokaler denken und handeln. Beides brächte uns allen mehr Sicherheit und somit mehr Ruhe.

In der vergangenen Ausstellung thematisierte das Vögele Kultur Zentrum Abhängigkeiten – auf welche verwies das Virus insbesondere?

Es verwies auf mehrere – direkt und in aller Härte. Ich denke dabei beispielsweise an die Abhängigkeit von anderen Menschen, der sozialen Netze. Oder an die grosse Abhängigkeit globaler Lieferketten, der Politik.

Denken Sie dabei an die Gesundheitsbehörden, die urplötzlich den Lead übernahmen und uns sozusagen zur Vernunft zwingen mussten? Solche Massnahmen kennen wir sonst nur aus totalitären Systemen. Viele waren von den Einschränkungen irritiert.

Darüber habe ich sehr gestaunt. Besagte Massnahmen waren ja durchwegs in unserem Sinne. Sie zwangen uns nichts auf, was zu unserem Nachteil gewesen wäre, von den ökologischen Folgen für einmal abgesehen. Wenn wir in andere Länder schauen: Wir hatten und haben vergleichsweise Glück und standen in einer hauptsächlich positiven Abhängigkeit zu den Verordnungen.

Inwiefern?

Die Schweizer Bürgerschaft schenkt uns ja hauptsächlich Freiheiten und Vorteile, und nur selten einschränkende Auflagen. Ich jedenfalls bin sehr dankbar dafür, dass die Experten und Gesundheitsbehörden schnelle und klare Beschlüsse getroffen haben, auch wenn diese mit Einschränkungen verbunden sind. Hätten die Behörden anders, zögerlicher gehandelt, wäre die Kritik nicht kleiner geworden: Man hätte dem Bundesrat wahrscheinlich vorgeworfen, nicht stringent genug gehandelt, die Risiken zu wenig umfassend erkannt zu haben. Mich stört das Bashing der Politik. Jede und jeder darf froh sein, in solchen Krisen kein Entscheidungsträger bzw. -trägerin zu sein. Was für eine unglaubliche Verantwortung! Ich bin mir sicher, die Regierung – also Menschen wie Sie und ich – hat die Regelungen nach bestem Wissen und Gewissen beschlossen.

Fühlten Sie sich kein bisschen gemasregelt?

Weshalb sollte ich? Ich wollte ja gesund bleiben und darüber hinaus andere nicht gefährden. Es ging also nicht um Massregelungen, sondern um schützende Anweisun-

**Was macht unser Glück tatsächlich aus?
Wie können wir den Glauben an die Zukunft bewahren?
Ist eine entschleunigte Welt allenfalls eine bessere?
Wird der Zusammenhalt, wie wir ihn erlebt haben,
weiterwirken?**

gen. Wir alle sind Teil einer Gemeinschaft, von der wir oft und gerne profitieren. Wir müssen dazu aber auch in Krisenzeiten Sorge tragen. Nein, ich muss nicht, ich will meinen Beitrag leisten, diese Gemeinschaft zu schützen. Es ist mir ja trotzdem nicht verboten, selber zu denken. Dabei versuche ich immer, die Motive der anderen zu verstehen. Was sind deren Beweggründe? Was ist deren Ausgangslage? Haben sie etwas berücksichtigt, was auf meinem Radar fehlt?

Mit welchem Ziel?

Das hilft mir, mich mit Unwillkommenem zu versöhnen und damit auch mit dem Lockdown oder einer Exit-Strategie – auch wenn mir die einzelnen Schritte auf den ersten Blick nicht gleich plausibel scheinen.

Corona betraf Sie nicht nur privat: Das Vögele Kultur Zentrum in Pfäffikon musste geschlossen werden. Wurde damit auch der Betrieb stillgelegt?

Spontan würde ich sagen: Im Gegenteil. Mein Team lief in den Homeoffices zur Höchstform auf, bewies sehr viel Kreativität. Wir mussten die anstehende neue Ausstellung in den November verschieben. Nachdem wir diesen und andere dringliche Entscheidungen gefällt hatten, nutzten wir die Zeit für Neues. Wir arbeiten bereits die Themen des nächsten und übernächsten Jahres aus und recherchieren die entsprechenden Inhalte. Darüber hinaus denken wir über digitale Angebote nach, über Vermittlungsformate, über Social-Media-Ideen. Mit grossem Spass und viel Elan.

Die Ausstellung «zu Tisch» wird erst im November eröffnet, geplant war Mai. Wann entschieden Sie sich, sie zu verschieben?

Relativ früh, bereits Mitte März.

Damals war man noch guter Hoffnung, dass im Mai die Normalität in unser Leben zurückkehrt. Sie nicht?

Ganz ehrlich? Nein, ich glaubte das nicht, obwohl ich keine Pessimistin bin. Doch die Pandemie raste mit voller Wucht und einer solchen Geschwindigkeit auf uns zu, dass ich früh Zweifel hatte, den Transport der Exponate und den Aufbau der Ausstellung problemlos zu schaffen. Und selbst, wenn wir all diese Aufgaben gestemmt hätten: Es schien mir unwahrscheinlich, dass die Menschen in solch beklemmenden Zeiten freudvoll und unbeschwert ein Kulturzentrum besuchen mögen.

In der Rückschau: Der verlängerte Lockdown gab Ihnen Recht.

Oberstes Gebot war und ist mir noch immer die Gesundheit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Zwar folgte auch ich den Empfehlungen des Bundes. Aber genauso wichtig war mir das individuelle Sicherheitsgefühl der Menschen. Weshalb jemandem eine Fahrt im Zug oder im Bus zumuten, wenn sich die Person dabei hochgradig unwohl oder gefährdet fühlt? Für die Antwort ist Verantwortungsgefühl gefragt, keine amtlichen Anweisungen.

Wann empfängt das Zentrum wieder Besucherinnen und Besucher?

Für den Aufbau und alle damit verbundenen Transporte brauchen wir Normalität – und eine Vorlaufzeit. Gerade deshalb haben wir uns für die Verschiebung der Ausstellung «zu Tisch – Unsere Ernährung: Lust, Druck und Verantwortung» entschieden. Doch bereits im Sommer können Interessierte auf unserer Website mitverfolgen, wie auf der Terrasse des Vögele Kultur Zentrum eine künstlerische Installation entsteht, die Teil davon ist. Seit Mitte Juni ist unser Haus für Besucher wieder geöffnet. Selbstredend beachten wir die Sicherheitsmassnahmen.

Sie entschieden sich überdies dazu, das vorliegende Bulletin zu verfassen. Darin kommen Fragen zur Sprache, die lange über die Corona-Krise hinausklingen. Weshalb war Ihnen das Heft wichtig?

Nun, dafür gibt es verschiedene Gründe. Wir sind ein Haus, das sich auf relevante, brisante und umtreibende Themen aus dem Alltag, dem ganz normalen Leben fokussiert. Und die Corona-Krise beschäftigt uns doch alle. Nicht nur die medizinischen Fakten, Statistiken und Regulierungen. Darüber lesen wir genug. Mich interessiert, was macht eine solche globale Krise mit uns, mit unserem Denken, mit unserem Handeln. Ich bin davon überzeugt, dass gerade Krisenzeiten vielen Menschen Raum und Zeit zu allerlei Reflektionen geben. Man beginnt sein Dasein, seine Prioritäten, seine Gewohnheiten zu hinterfragen. Und da war es mir sehr wichtig, diese Prozesse zu begleiten – und sie allenfalls mit einem Bulletin anzuregen. Ein anderer Punkt, der mich dazu bewog, ist weit bodenständiger: Corona-bedingte Auftragseinbrüche sind markant. Wir, die Trägerschaftsstiftung, haben aber das grosse Glück, diese aufwühlende Zeit wirtschaftlich heil zu überstehen. Da gehe ich doch nicht hin und kappe den langjährigen und treuen

Bulletin-Mitwirkenden eine für sie wichtige Einnahmequelle. Denn genau das hätten die terminlichen Verschiebungen zur Folge gehabt. Wir arbeiten bewusst und gerne mit Einzelkämpfern und Kleinbetrieben zusammen. Für sie ist unser Bulletin im Moment vielleicht überlebenswichtig.

Welchen Fokus setzen Sie im Heft?

Uns beschäftigen darin die grossen Fragen, auf die uns die Krise hingewiesen hat. Was macht unser Glück tatsächlich aus? Wie können wir den Glauben an die Zukunft bewahren? Ist eine entschleunigte Welt allenfalls eine bessere? Wird der Zusammenhalt, wie wir ihn erlebt haben, weiterwirken? Wir wollen dabei helfen, Antworten auf diese Fragen zu finden.

Unter anderem wird auch der Stellenwert unseres Zuhauses verortet. War es für Sie während der Quarantäne mehr Schutzwall oder Gefängnis?

Weder noch. Schutzwall klingt kämpferisch, abschottend gegen Angriffe von aussen. Ein Virus greift mich aber nicht böswillig und bewusst an. Und ein Gefängnis war es schon gar nicht. Ich habe das grosse Glück, mich in meinem Zuhause sehr wohlfühlen, ich wohne ausgesprochen gerne. Deshalb habe ich mich auch Freunden gegenüber wiederholt geäussert: Ich habe das Zuhause von mir und meiner Familie neu erobern dürfen. Der Garten war noch nie dermassen «bewandert», die Küche derart oft benutzt und der Vorratskeller derart häufig frequentiert wie in diesen Wochen. Ich weiss wieder, wo jedes Putzmittel hingehört, kenne den Einsatz eines Inbusschlüssels und die Problematik von Unkraut, das zwischen den Terrassenplatten wächst.

Auch die Solidarität wird im Bulletin thematisiert, das grosse Schlagwort der Krise. Wie haben Sie das Zusammenwirken der Menschen erlebt?

Anfänglich sehr gut. Im ersten Schock haben sich viele geöffnet, im Quartier Hilfe angeboten, tolle Initiativen ins Leben gerufen. Mit jeder Woche, die verging, wurde aber

auch eine unterschwellige Aggression spürbar. Schuldzuweisungen nahmen zu, Hobbypolizisten nahmen ihren Dienst auf und unzählige Sofaexperten wussten plötzlich genau, wie ein Ausstieg aus dem Lockdown ablaufen müsste. Was weit schöner ist: Plötzlich standen lokale Anbieter wieder im Fokus, all die Bäcker, Gemüsebauern, Bauern, Blumenläden. Die Schnäppchenjagd beim Discounter war ja nicht länger möglich. Bleibt zu hoffen, dass man diese Kleinlieferanten weiter unterstützt. Denn diese haben sich in Corona-Zeiten allerlei einfallen lassen, um uns das Leben etwas angenehmer zu machen.

Was hat Sie daran besonders beeindruckt?

Die unerwartete Nähe, die trotz oder vielleicht gerade durch das auferlegte Distanzhalten entstanden ist. Telefonate wurden länger, offener, ehrlicher, auch berührender. Man meldete sich auch mal wieder bei Bekannten, die man aus den Augen verloren hatte. Ein Dankeschön an der Supermarktkasse verband für einen kurzen Moment völlig fremde Menschen. Sie sprachen unaufgefordert über Freuden, Ängste, Sorgen.

Welche Schlüsse ziehen Sie persönlich daraus?

Wir sind und bleiben soziale Wesen. Unser Wohlfühl hängt stark davon ab, ob und wie stark wir vom nahen Umfeld wahrgenommen und wertgeschätzt werden. Auch in den vermeintlich normalen, guten Zeiten möchte ich beibehalten, anderen danke zu sagen. Auch in vielleicht unerwarteten Momenten.

Falls Sie je eine Ausstellung zu Corona planen: Wie würde der Titel der Schau lauten?

Und alle glaubten, es besser zu wissen. ○



Zur Person

Vor genau zehn Jahren wurde das Vögele Kultur Zentrum in Pfäffikon SZ neu ausgerichtet, seither prägt **MONICA VÖGELE** dessen Strategie. Sie ist auch Präsidentin der verantwortlichen Trägerschaftsstiftung. Ursprünglich studierte sie Kunstgeschichte und Literatur an der Universität Zürich. Folgende Schwerpunkte sind ihr wichtig: Multidisziplinäre Ausstellungen zu soziokulturellen Themen sollen die Besucherinnen und Besucher zur Reflexion und zur Diskussion anregen. Besonders auch Jugendliche will sie niederschwellig an gesellschaftlich relevante Fragestellungen heranführen. Und: «Durch breite Wissensvermittlung will ich die Achtsamkeit der Menschen fördern.»

ROLAND GRÜTER (*1960) ist Journalist und mitverantwortlich für das *Vögele Kultur Bulletin*. Die Corona-Wochen hat er grösstenteils in seinem Garten verbracht.

Normalität -à-Tête

«Normalität langweilt uns schnell. Gerade weil sie derart berechenbar ist, sehnen wir uns in anormalen Zeiten nach ihr zurück», schreibt Kilian Ziegler.

Früher, es ist gerade mal ein paar Wochen her, ein sehr nahes Früher also, da war ein Held, eine Heldin jemand, der ein Kind aus einem brennenden Haus rettete, einen Kranken am Herzen operierte oder Nahrung an die Hungernden verteilte. Heute verdient den Heldenstatus, wer zuhause bleibt, sich die Hände wäscht und Türklinken desinfiziert. Das nenne ich einen Plot-Twist. Verstehen Sie mich nicht falsch: Es sind zwar niederschwellige, aber ehrenwerte Handlungen, sie dienen jedoch dem Allgemeinwohl. Alles gut also.

Heldsein macht müde

Auch ich bin ein Held dieser Tage und übe mich im Abstandhalten. Zur Sicherheit habe ich in diesem Text sogar den Zeilenabstand etwas erhöht. Die Krise verlangt einem viel ab – Geduld, Empathie, saubere Socken –, womit ich bisher gut umzugehen wusste. Aber Heldsein macht müde. Die zu Beginn hohe Aufregung ist abgeflacht (um einiges schneller als die Infektionskurve) und der Ausnahmezustand verliert an Reiz. Ein litauisches, vielleicht aber auch frei erfundenes, Sprichwort lautet: «Wenn alles kopfsteht, ist der Kopfstand kein Kunststück mehr.»

Wir befinden uns also in einer neuen, anormalen Normalität. Nun ist normal, dass nichts normal ist. Und prompt blicken wir sehnsüchtig auf jene Zeit zurück, in der wir auf Zeiten wie diese blickten. Klingt kompliziert, heisst aber nichts anderes als: Wir wünschen uns die Normalität zurück, in der wir Notsituationen nicht erleiden, sondern bloss daran herumfantasieren konnten.

Netflix – die neue Realität

Aber warum? Warum ist die in gewöhnlichen Zeiten verpönte, als eintönig empfundene Normalität plötzlich Objekt unserer Begierde? Schliesslich werden endlich Horrorfilme wahr. Netflix und die Realität bieten sich gerade das Du an. Denn lange genug hatten wir dieses Begehren gehortet, dass draussen vor der Haustür endlich etwas Aufregung passiert. Klar, es sind keine Killer-Roboter, herabstürzende Meteoriten, oder aus der Tiefsee emporsteigende Monster, die uns auf Trab halten – und über die wir letztendlich siegen können. Es ist eine blöde, weltweite Pandemie, die uns zusetzt. Ausgang unbekannt. Schaut man sich in sozialen Medien um, wird jetzt prompt der alte Normalzustand zurückgesehnt. Der Wunsch nach Abwechslung gerät zur Farce, die Action wird verdammt. Wir sind also gar nicht so tollkühn, wie wir immer tun. Das Virus beschränkt unseren Handlungsspielraum auf Abwarten (ohne Laserschwerter weit und breit). So hatten wir uns das nicht vorgestellt: «Das soll die Apokalypse sein? – Hollywood, ich will mein Geld zurück!»

***Der Nachteil der Normalität ist:
sie ist berechenbar. Der Vorteil: sie ist
berechenbar.***

Ich vermute den Hauptgrund, warum wir um die alte Normalität trauern, in einer simplen Tatsache: Der oft vermaledeite – besser: vernormaledeite – Alltag ist ein, über Jahre hinweg, feinjustierter Ablauf, der Komplexität reduziert. Denn müsste ich jeden Tag überlegen, wie die Zahnbürste funktioniert, ob man bei Rot, Gelb oder Grün über die Strasse geht und wo sich mein Arbeitsplatz befindet, dann wäre ich noch vor der Mittagspause nudelfertig (Apropos nudelfertig: Das erklärt gleichermassen den Erfolg von Fertignudeln, deren Zubereitung ist herrlich unkompliziert). Ohne einstudierte Handlungsabfolgen wäre der Mensch dauerhaft überfordert.

Die Krise hingegen steht für Unsicherheit: Wie geht es weiter? Wann ist das alles vorbei? Muss ich bald wieder Hosen anziehen? Unsicherheit birgt Risiken und verunmöglicht zu handeln. Warum sollte man Energie, Zeit oder Geld in eine ungewisse Zukunft investieren? Kurzum: Der Nachteil der Normalität ist: sie ist berechenbar. Der Vorteil: sie ist berechenbar.

Politur fürs Image

Doch obwohl die Normalität aus besagten Gründen Gutes leistet, wird sie unfairemweise mit Ödnis gleichgesetzt. Sie hat ein Image-Problem und sollte dringend bei einer PR-Agentur anklopfen (sofern die Normalität Hände hat) – mit einem catchy Werbeslogan dürfte sich ihr Ruf verbessern: «Normalität, da weiss man, was man hat» oder «Normal – ausserordentlich gut» oder «Was der Bauer kennt, frisst er umso lieber».

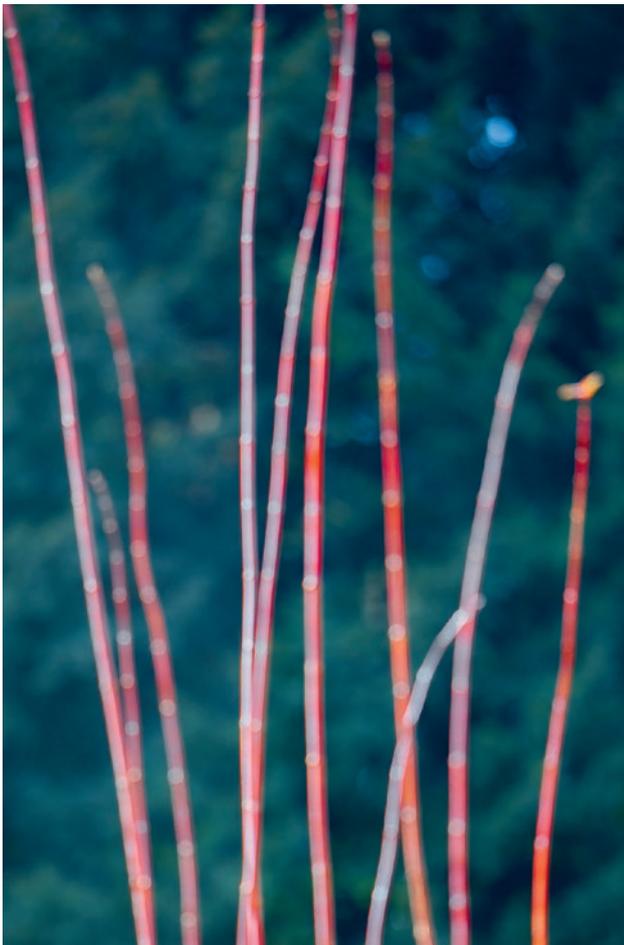
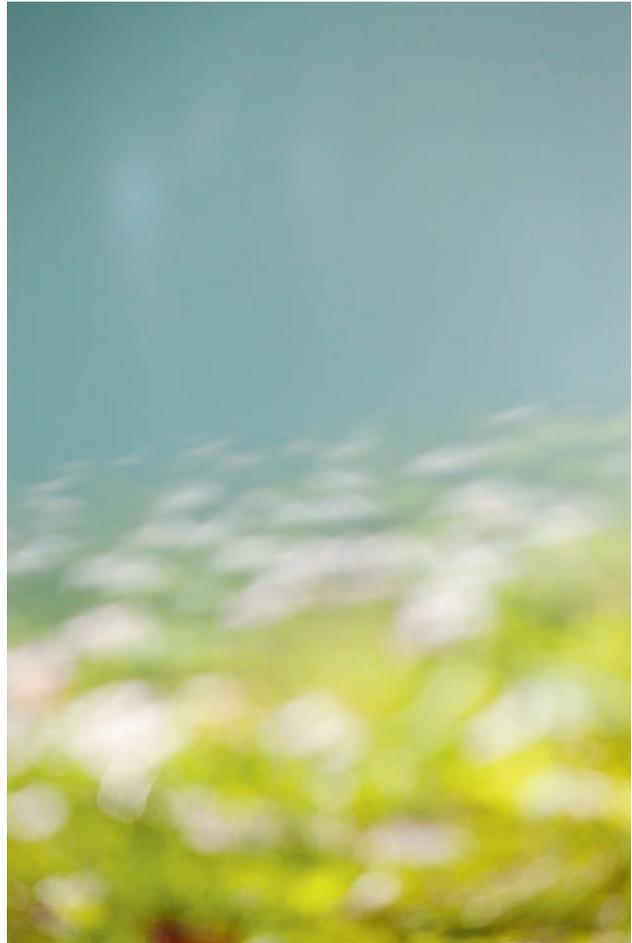
Vielleicht muss man sich gar nicht zwischen der Normalität und dem Aussergewöhnlichen entscheiden, womöglich bedingen sich die beiden gegenseitig: Das Verlassen der Normalität als Memento mori, eine Erinnerung daran, dass diese nicht selbstverständlich und vor allem eigentlich ganz gut ist. Ausnahmestände bestätigen die Regel.

Etwas ist sicher: Kehrt die Normalität zurück, werden die Menschen ihr einen opulenten Empfang bereiten, den sie sich nicht gewohnt ist, wird wie nie zuvor gefeiert und mit Handkuss empfangen werden (Gut, vielleicht nicht mit Handkuss, an Berührungen müssen wir uns erst wieder gewöhnen). Das Leben wird wieder in geregelten (nicht desinfizierten) Bahnen verlaufen und zum Haupt-Plot zurückkehren. Das heisst aber auch, dass Normalsterbliche den Heldenstatus abgeben müssen. Das sollte sie aber nicht daran hindern, im Notfall ein Kind aus einem brennenden Haus zu retten. O



Foto: Sven Germann

KILIAN ZIEGLER (*1984) gehört zu den bekanntesten und erfolgreichsten Slam Poeten der Schweiz – er ist Poetry-Slam-Schweizermeister des Jahres 2018. Informationen zu seinen Auftritten finden Sie unter www.kilianziegler.ch.



Oben: Spiegelung Marlene, Wintergarten; Margeriten, Garten.
Unten: Äste, Garten; Spiegelung Fensterkreuz, Wohnzimmer.



Lieblingstasse, Esstisch.

Alles wird gut

Optimismus ist in schwierigen Zeiten sehr hilfreich. Ein rarer Wert – denn das aktuelle Gesellschaftsklima bevorzugt Pessimisten.

MATTHIAS HEITMANN

Meine politische Sozialisation begann in Westdeutschland, und zwar genau am 26. April 1986, dem Tag des Unfalls im sowjetischen Kernkraftwerk Tschernobyl. Das war ein Tag vor meinem 15. Geburtstag. Sich mit einem Schlag für die Welt interessieren zu müssen, bedeutete damals: sich einer enormen Gefahr bewusstwerden, ohne sie wirklich zu verstehen, geschweige denn sie gar abwenden zu können. Von einem Tag auf den anderen vollzog sich in mir eine Globalisierung der Angst. Ich hatte zwar schon Jahre zuvor von dem Gerücht gehört, dass neben unserem Schrebergarten im Frankfurter Stadtteil Hausen, im Equipment Maintenance Center der US-Armee, atomare Mittelstreckenraketen gelagert worden sein sollen, was dem Gelände den Namen «Pershing-Fabrik» eingebracht hatte

und zahlreiche Demonstranten anzog. Doch entweder war ich mit elf für globalen Weltschmerz und Untergangshysterie einfach noch zu jung, oder ich genoss unbewusst und im Stillen die Prominenz unserer Gartenkolonie. Wahrscheinlich beides.

Seit Tschernobyl war mir aber klar, dass, je mehr man sich der Welt öffnet, die Vorzeichen der Aufklärung hauptsächlich negativ waren. In den Folgejahren prägte unser Weltgefühl das apokalyptische Waldsterben, das Tiananmen-Massaker in Peking, rassistische Gewalt im vereinten Deutschland, der Aufstieg der Neo-Nazis im Politsystem sowie – durchaus prägend für meine Generation – die wilden Gerüchte um und die Ängste vor Aids. Zukunftsangst

und ein tiefsitzender Pessimismus galten für mich damals als Insignien der Bewusstheit – und wurden dementsprechend wie eine religiöse Monstranz kulturell zur Schau getragen. Wer «gut» und nicht wie «die anderen» war, der sah keine bunte Zukunft, sondern schwarz. Wer aber für das spätere Leben lernte und Karriere machen wollte, galt als oberflächlich, angepasst, als unverbesserlicher Optimist und Träumer, als systemtreuer Speichellecker und als Spiesser. Ich bin dankbar, dieses oberflächliche Schwarz-Weiss-Sehen, dieses notorische Schwarzsehen überwunden zu haben – auch wenn dies ein harter Prozess war, der mich zwischenzeitlich meines kompletten Freundeskreises entledigte.

Pessimismus – das Gebot der Stunde

Als mich im letzten Herbst meine zwölfjährige Tochter fragte, ob ich es in Ordnung fände, dass sie am Freitag *nicht* auf die Schülerdemo «Fridays for Future» gehen wollte, wurde mir plötzlich klar, wie sehr sich einige Dinge seit meiner eigenen Jugend verändert haben. Offensichtlich sind es heute eher die Angepassten, die marschieren. Natürlich hätte ich damals liebend gerne während der Schulzeit demonstriert. Aber ich bin mir sicher, ich wäre skeptisch geworden, wenn sich plötzlich nicht nur alle «Spiesser» meiner Klasse, sondern auch das komplette Lehrerzimmer sowie die Eltern meinem Demonstrationszug angeschlossen und die Politiker applaudierend am Strassenrand gestanden hätten.

Diese Skepsis gegenüber Obrigkeiten ist heute bei Jugendlichen nicht besonders stark ausgeprägt – schon gar nicht dann, wenn es um Beschwörungen globaler Ängste und Gefahren geht. Und offenbar ist das Schwarzsehen ein generationenübergreifender Grundkonsens geworden. Woher soll da diese Skepsis kommen? Studien haben gezeigt, dass im Spätherbst 2019 das Durchschnittsalter der FfF-Demonstranten in Deutschland bei weit über 30 Jahren lag. Ende der 1980er fühlte ich mich mit meinem stilisierten Pessimismus noch irgendwie *besonders*. Heute schwöme ich mit einem Grossteil meiner damaligen Ansichten wohl mitten im Mainstream.

Tatsächlich bin ich heute ein grundsätzlich optimistischer Mensch – und damit mindestens ebenso weit vom Durchschnitt entfernt wie vor rund 30 Jahren, wenn nicht sogar noch weiter. Der Treppenwitz meiner Biografie ist: Fing ich mir früher wegen meiner zur Schau getragenen Anti-Haltung verstörte Blicke ein, so ist es heute meine Zuversicht, die mich in den Augen mancher Zeitgenossen verdächtig macht. Optimistische Grundhaltungen sind nicht nur selten geworden, sie scheinen auch gar nicht mehr wirklich erwünscht zu sein. Ich erinnere mich noch gut an die Reflexe, die Zuversicht einst in mir auslöste: Optimisten waren damals für mich blauäugige Realitätsverdrehler und Weltmeister im Wegschauen und Verdrängen. «Wie kann angesichts der Zustände in der Welt jemand auch nur in

Ansätzen zuversichtlich sein?» So in etwa klang der als Frage gefasste Vorwurf an denjenigen, der nicht im Jammertal der Wirklichkeit versinken wollte. Fast scheint es, als seien Missmut und niedrige Erwartungen mittlerweile die Gebote elf und zwölf des bewusst lebenden Menschen. Doch warum ist das so?

Auch Krisen haben Platz für Zuversicht

Um den Optimismus ranken sich viele Missverständnisse. Eines besagt, dass alles gut sein muss, damit Zuversicht keimen kann. Doch wo steht geschrieben, dass wir nur dann eine positive Zukunft erhoffen dürfen, wenn schon die Gegenwart gut ist? Das würde ja bedeuten, dass Optimismus nur als kontinuierliche Fortsetzung der Gegenwart möglich ist. Wäre dem tatsächlich so, würde in der Krise die Hoffnung auf Besserung aussterben und es könnte kein Entrinnen aus der Krise geben. Selbst die über Generationen funktionierende gedankliche Triebfeder des Fortschritts, nämlich das Ziel, dass es den Kindern einmal besser gehen solle als einem selbst, würde dann keinen Sinn machen. Im Vergleich dazu wirkt das Credo der Umweltbewegung, man habe die Erde nur von den Kindern geborgt und müsse sie möglichst unverändert weitergeben, wie blanker Zynismus. Ich bin froh, dass die Welt heute nicht so ist, wie sie meine Eltern vorfanden.

Viele Menschen sehen im Optimismus eine begrenzte Ressource, die in der Gegenwart wächst, aber nie ausreichend vorhanden ist. Das Beispiel von politischen Widerstandskämpfern, aber auch von ganz normalen Eltern, die alles dafür tun, damit ihre Kinder eine gute Schulbildung bekommen, zeigt indes etwas anderes: Optimismus entspringt nicht aus einer glücklichen Realität, sondern daraus, wie man gegenüber der Zukunft eingestellt ist. Optimismus ist eine Haltung, die entstehen kann, egal, wie die aktuellen Lebensumstände sind. Es ist nicht eine bestimmte Faktenlage, die jemanden optimistisch oder pessimistisch denken lässt. Das Einzige, was entscheidend ist, ist die persönliche Einstellung. Und über die entscheidet jeder Mensch ganz allein. Optimismus ist nichts, was wir lernen können, denn jeder Mensch trägt ihn in sich. Um ihn (wieder) ans Tageslicht zu befördern, hilft es, sich bewusst zu machen, dass Neugier eine positive menschliche Eigenschaft ist. Leider ist die moderne Gesellschaft viel zu wenig gierig auf wirklich Neues. Darunter leiden unsere geistige Offenheit und Beweglichkeit. Wenn wir wieder neugieriger werden auf die Welt und sie besser verstehen, dann wird sie uns auch besser gefallen.

Nichts schönmalen, sondern hoffen

Dass jeder selbst frei entscheidet, ob er Optimist oder Pessimist sein will, ist – je nach Standpunkt – eine gute oder eine schlechte Nachricht. Die gute Nachricht ist: Um Optimist zu sein, muss ich mir die Welt nicht schönreden, im Gegenteil: Ich kann mit jeder Realität, auch mit einer gebrochenen, umgehen, denn ich halte sie für veränderbar.

Optimistisches Denken hingegen kann sich immer entwickeln, da die Möglichkeit zur Veränderung nie ausgeschlossen werden kann.

Optimist werde ich dadurch, dass ich über die Zukunft nachdenke und nach Wegen suche, um diese positiv zu beeinflussen. Richtet man sein Denken darauf aus, lässt man damit automatisch stark pessimistisches Denken hinter sich.

Und genau dies ist auch die schlechte Nachricht. Denn es ist das eigene Denken, von dem es abhängt, wie man die Welt sieht. Auch das Schlechtrede hilft nicht. Das eigene Verhältnis zur Zukunft entscheidet über die Sicht auf die Gegenwart. Niemand sonst ist dafür verantwortlich. Doch selbst hierin steckt wieder etwas Positives: Ich muss nicht erst die Welt verändern, um optimistisch werden zu können. Indem ich sie nach Chancen durchsuche, verändere ich sie bereits, denn ich höre auf, sie schwarzzumalen. Optimismus ist, wie die Zukunft auch, ein Produkt des menschlichen Nachvornedenkens. Dieses Denken ist entgegen der Ansicht mancher Zyniker keine begrenzte Ressource. Jeder der weltweit rund 7,7 Milliarden menschlicher Köpfe steuert hier seinen Teil bei, Tendenz steigend.

Ist aber die Tatsache, dass Optimisten heute scheinbar in der Minderheit sind, nicht eher ein Indiz dafür, dass es mehr Gründe für Pessimismus gibt? Als soziale Wesen sind wir gesellschaftlichen Einflüssen ausgesetzt. Wir werden geprägt durch Werte, Denkweisen, auch durch Machtkonstellationen und durch vorherrschendes Wissen und Glauben. All diese Faktoren machen das gesellschaftliche Klima aus. Und dieses Klima hat einen grossen Einfluss darauf, wie Menschen ihre Welt wahrnehmen – und auch ihre Zukunft. Die moderne globalisierte Gesellschaft zeichnet sich heute dadurch aus, dass Ängste und Risiken stärker wahrgenommen werden als positive Entwicklungen und Potenziale. Das hängt unter anderem damit zusammen, dass viele Menschen heute den Eindruck haben, in einer Welt voller globaler Zusammenhänge kaum mehr eine eigene Rolle zu spielen. Während die Wirklichkeit immer komplexer wird, verkleinert sich der Raum, auf den das Individuum noch glaubt, Einfluss nehmen zu können. Kein Wunder, dass Ängste und der Trend zu Rückzug und Abschottung zunehmen.

In einer Gesellschaft, in der scheinbar jede Woche ein neuer Weltuntergang heraufbeschworen wird, ist Zuversicht nicht nur eine Rarität, sondern in gewisser Weise sogar gefährlich für das stagnierende Gleichgewicht. Daher ist der Optimist eher ein Feind des Zeitgeists, insbesondere in Krisenzeiten. Optimisten streben kreativ nach Veränderung und sind nicht bereit, sich mit dem Status quo abzufinden. Sie beginnen, scheinbare Gewissheiten zu hinterfragen und Unruhe zu stiften – zumindest im Denken.

Neugier, Ungeduld, die Lust am Zweifel und das Streben nach Veränderung und Verbesserung sind beim Optimisten stark ausgeprägt.

Optimisten sind weniger lenkbar

Anders formuliert: Nur für Optimisten macht es Sinn, überhaupt kritisch zu sein. Im Gegensatz dazu ist der Pessimist ein pflegeleichter Anhänger des modernen Zeitgeists. Er äussert keine hohen Erwartungen, sondern sucht eher Bestätigung dafür, dass derlei wenig Sinn macht und reine Energieverschwendung ist. Er ist nicht nur offener für düstere Zukunftsaussichten und spürt und schürt Misstrauen gegenüber guten Nachrichten. Er ist auch viel eher bereit, sich regieren zu lassen, da er ohnehin keine Hoffnung darauf hat, dass Widerstand etwas Positives bewirken könnte. Das aktuelle Gesellschaftsklima bevorzugt Pessimisten, denn es betont negative Zukunftsvisionen und das Misstrauen gegenüber guten Nachrichten. Dadurch verengt sich der Erwartungshorizont, was sich anfangs bequem anfühlt, jedoch auf lange Sicht niemandem guttut.

Wer in düsteren Zeiten optimistisch sein will, stösst daher unweigerlich auf Widerstände. Denn Zuversicht braucht hohe Erwartungen an den Menschen und die Zukunft, und genau das fehlt dem modernen Zeitgeist. Optimismus ist ohne die Überzeugung, dass Menschen sich entwickeln können, kaum vorstellbar. Der Pessimist möchte über derartige Fragen gar nicht nachdenken: Da für ihn die Dinge ohnehin nicht besser werden, muss er auch nicht einmal für die Freiheit eintreten, sie aktiv besser machen zu können. Nicht selten interpretiert er Freiheit sogar als zusätzliche Bedrohung und deren Beschneidung als eine sinnvolle Zukunftsstrategie, um das Schlimmste eventuell doch noch zu verhindern. Hier schlägt dann auch die spürbar intolerante Dimension des pessimistischen Zeitgeists durch, der für Zweifel und Zwist keinerlei Verwendung hat. Optimistisches Denken hingegen kann sich immer entwickeln, da die Möglichkeit zur Veränderung nie ausgeschlossen werden kann. Gewissheit braucht er gar nicht, denn auch das Scheitern ist Teil seiner Vorstellungswelt. Es ist die persönliche Nähe oder Distanz zu dieser humanistischen Grundüberzeugung, die letztlich darüber entscheidet, ob jemand eher optimistisch oder pessimistisch eingestellt ist. Diese Frage ist für mich persönlich viel wichtiger als die, ob sich ein Mensch als links oder rechts oder religiös oder als was auch immer versteht.

Wir alle verändern ständig die Welt – als Optimisten wie auch als Pessimisten. Ich habe beides ausprobiert und weiss für mich, dass optimistisches Denken nicht nur in Krisenzeiten glücklicher und robuster macht, sondern auch

stärker erwidert wird. Und gerade heute hat optimistisches Denken eine zusätzlich rebellische und aufmüpfige Note. Zugleich kann niemand die persönliche Entscheidung, Optimist zu sein, revidieren. Sie ist und bleibt eine freie Entscheidung. Nicht einmal diese Freiheit kann der Pessimist genießen: Sein Pessimismus ist für ihn keine Entscheidung, sondern Naturgesetz. Deswegen erträgt er Zuversicht auch nicht gern, da sie ihm vor Augen führt, dass es anders gehen könnte, wenn man es will. Dem Optimisten, der weiss, dass er gegen den Strom schwimmt, reicht die Möglichkeit aus, Dinge zum Positiven verändern zu können. Gute Gründe für Optimismus helfen ihm, um im stetigen Ringen mit dem Zeitgeist nicht weggerissen zu werden. Doch dieses Ringen lohnt sich: Optimisten leben in einer schöneren Welt – nicht, weil sie Hässlichkeit ausblenden, sondern, weil die Welt für sie veränderbar ist und es also eine womöglich bessere Zukunft gibt, für die es sich zu kämpfen lohnt.

«Da es sehr förderlich für die Gesundheit ist, habe ich beschlossen, glücklich zu sein.» In dieser dem französischen Aufklärer Voltaire zugeschriebenen Aussage geht es nicht um eine Flucht ins Wolkenkuckucksheim, sondern darum, zu erkennen, dass es an einem selbst liegt, ein positives Verhältnis zur Wirklichkeit zu entwickeln. Gerne wird der Einwand erhoben, dass notorische Optimisten mehr Enttäuschungen und böse Überraschungen erleben als Menschen mit niedrigen Erwartungen. Das mag sein, andererseits sind Pessimisten gezwungen, positive Überraschungen in negative umzudeuten, was garantiert nicht erfüllender ist. Optimisten sind in der Regel robuster und verkraften Rückschläge besser, denn sie sind davon überzeugt, dass es sich lohnt, immer wieder aufzustehen und für etwas zu kämpfen. Der Pessimist gibt den Kampf verloren, ohne ihn ausgefochten zu haben. Das spart Kräfte. Mir ist aber klar geworden: Solange es Ziele gibt, für die es sich lohnt, Kräfte aufzuwenden, solange ist Sparsamkeit pure Verschwendung. ○



MATTHIAS HEITMANN (*1971) ist freier Journalist, Kolumnist bei *Cicero Online* sowie Buchautor und Kabarettist. Zuletzt ist im November 2019 sein Buch *Schöne Aussichten. Die Welt anders sehen* erschienen. Seine Website findet sich unter www.zeitgeisterjagd.de.

Schlechte Nachrichten!

Forscher haben untersucht, was positive und negative Meldungen in uns auslösen. Das Ergebnis überrascht – und könnte Folgen für die Medien haben.

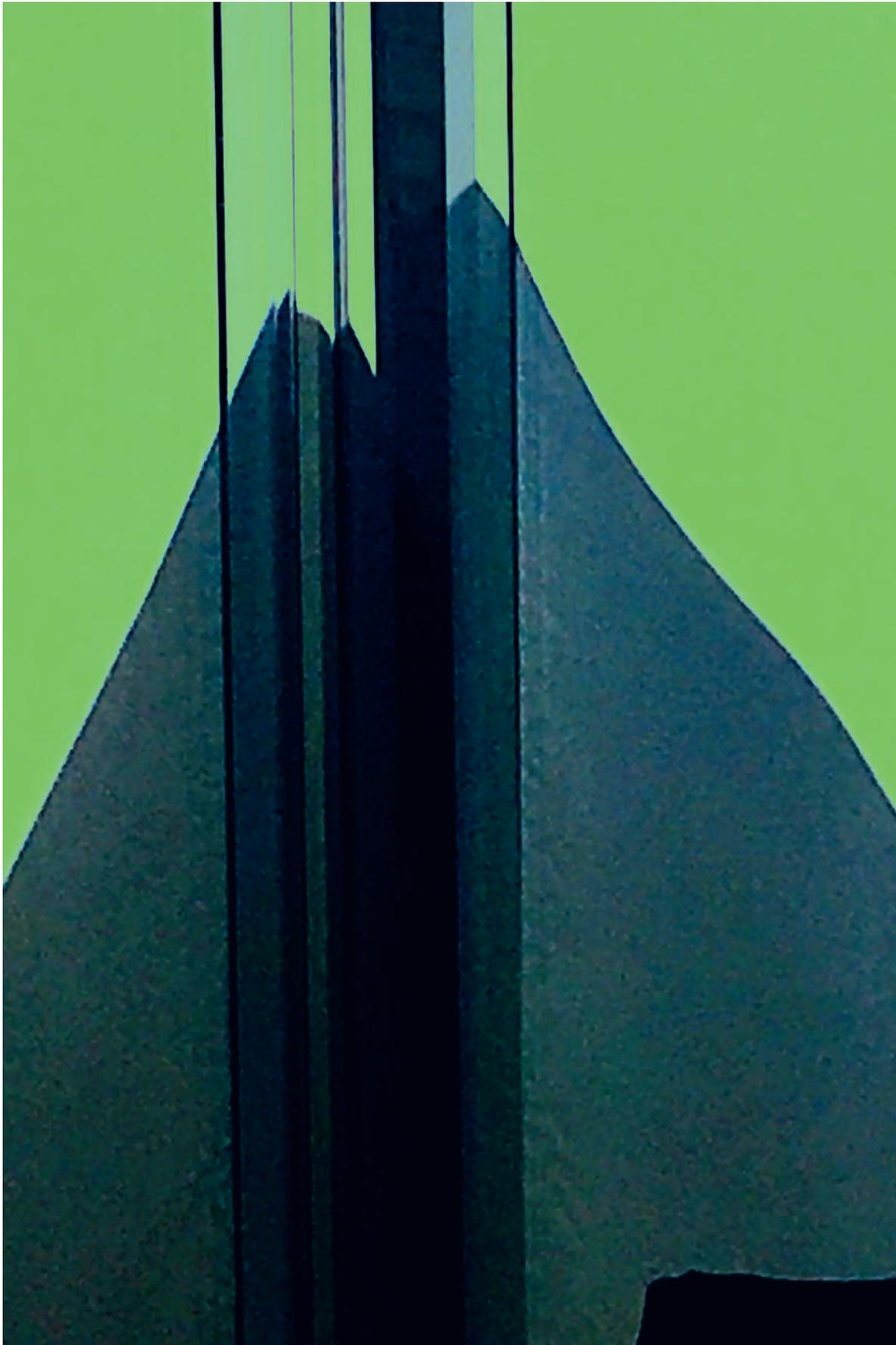
Ob Zeitung, Twitter-Timeline oder Tagesschau: Oft dominieren schlechte Nachrichten. Ein Grund dafür ist, dass viele Menschen dazu neigen, auf negative Meldungen stärker zu reagieren als auf positive. Diesen Effekt haben Forscher jetzt erstmals kulturübergreifend bei mehr als 1000 Menschen aus 17 Ländern untersucht – und weitgehend bestätigt. Das berichtet ein Team um den Kommunikationswissenschaftler Stuart Soroka von der Universität Michigan in Ann Arbor im amerikanischen Fachblatt *PNAS*.

Trend zu negativen News ist stärker geworden

Das Phänomen, negative Informationen stärker zu gewichten als positive, nennt man «Negativity Bias», also Negativitätsverzerrung. Ob die Ursache dafür in der Evolution liegt (zum Beispiel höhere Überlebenswahrscheinlichkeit, wenn man wusste, dass der Urzeitkollege auf der Jagd von einem Raubtier gefressen wurde) oder eher kulturell begründet ist, weiss man nicht genau.

Heute hat es jedoch grossen Einfluss darauf, welche Nachrichten Zeitungs- und Fernsehredaktionen auswählen. Der Trend, die Welt als einen schlimmen Ort darzustellen, ist Studien zufolge in den vergangenen Jahren noch deutlicher geworden. Als mögliche Folgen einer solchen vorwiegend negativen Berichterstattung bei den Konsumenten nennen die Forscher fehlendes politisches Wissen, Rückzug und Apathie. Obwohl man schon länger um das Problem mit dem Negativity Bias und den Medien weiss, stammt der Grossteil der Studien zum Thema entweder aus Grossbritannien oder den USA. Zudem wurden in solchen Untersuchungen meist Reize verwendet, die weit an der Realität vorbeigingen.

(Quelle: Tagesspiegel)



Schattenwurf, Sonnenschirm, Wintergarten.

Angst ums Leben

Wir sassen nicht nur für andere zuhause – sondern auch für uns selber. Daran sollten wir denken, wenn wir auf Corona zurückblicken.

ROLAND GRÜTER

Plötzlich stand er da, ohne Voranmeldung. Und wie allen ungebetenen Gästen begegneten wir ihm mit Ungemach. Denn schon nach seinem ersten Anklopfen war klar: Unser Leben wird in Zukunft anders verlaufen, als wir es geplant hatten. Wir müssen uns mit dem Gast abmühen, so sehr er uns zuwider ist. Wir hätten uns gerne hinter der Tür verschanzt, der Störenfried aber trat ungefragt über die Schwelle. Nun hocken wir mit ihm in der Stube und warten ungeduldig darauf, bis er aufsteht und wieder geht.

Genauso kam Corona in unser Leben. Das Virus stellt viele Fragen ans Leben. Politiker, Virologen, Epidemiologen, Zukunftsforscher und nicht zuletzt wir selber sind redlich darum bemüht, die richtigen Antworten darauf zu finden. Solidarität ist zu unserem Kompass geworden. Wir halten für andere Distanz, nehmen für andere Einschränkungen in Kauf und riskieren für andere grosse wirtschaftliche Auswirkungen. Wir rücken zusammen, um dem ungebetenen Gast zu zeigen, wie unwillkommen er ist. Das klingt edel, und ist es auch. Aber: Treiben uns womöglich nicht auch andere Beweggründe aufs Sofa? Die pure Angst ums Leben? Denn vor dem Eintritt waren wir todsicher: Falls nicht ein blöder Zufall, etwa ein Unfall, dazwischenkommt, liegt das Leben allein in unseren Händen. Natürlich wurden bereits vor Corona Menschen von schlimmen Krankheiten befallen – aber diese waren bislang Pechvögel. Ausnahmen.

Damit ist fertig. Plötzlich sind wir alle gefährdet. Das Grundrecht auf Gesundheit ist Geschichte. Das irritiert und empört uns gleichermassen. Schliesslich haben wir jahrelang Biogemüse gegessen, uns in Gyms fit gehalten und versucht, all den Verführungen zu widerstehen, die zwar schön sind, aber uns langfristig schaden. Dafür wollen wir gefälligst belohnt werden: mit einem langen Leben. Dass sich der Aufwand lohnt, beweist alleine der Blick auf die Statistik. Die Lebenserwartungen von Frau und Mann steigen stetig. Sie wird durchschnittlich 85,4 Jahre, er immerhin 81,7 Jahre alt. Auch wir wollen zu diesem Durchschnitt gehören: Corona soll sich hüten, uns einen Strich durch die Rechnung zu machen.

Die Pandemie macht es trotzdem. Mit aller Wucht führt sie uns vor Augen, wie anfällig wir sind, so sehr wir auch das Gegenteil glauben. Ebola, Dengue, Tuberkulose und andere schlimme Krankheiten wüteten anderswo, in Afrika, Südamerika oder Indien. Dort müssen die Menschen schon lange mit der Gewissheit leben, wie fragil sie und ihre Pläne sind. Aber wir? Wir leben auf der Sonnenseite des Planeten, und solche Fragen sind weit weg. Entsprechend ungeübt, ja überfordert sind wir damit. Also flüchten wir in unsere Stuben: nicht nur der anderen willen, sondern vor allem, weil wir um unser Dasein bangen.

Daran sollten wir denken, wenn die Diskussionen losgehen, in denen wir über den Besuch des ungebetenen Gastes nachdenken. Wir werden empört sein und hundert Möglichkeiten durchspielen, wie wir uns besser, anders hätten verhalten können. Wir werden uns wahrscheinlich sogar darüber streiten. Und wo gestritten wird, beginnt die Suche nach jenen, die uns die Suppe eingebrockt haben. Wer ist schuld? Die Alten? Die Chinesen? Die Virologen? Der Gesundheitsminister? Bevor wir unheilige Schlüsse ziehen, sollten wir daran denken, für wen wir vor allem vor Corona auch geflüchtet sind: für uns selbst. ○



ROLAND GRÜTER (*1960) ist Journalist und mitverantwortlich für das *Vögele Kultur Bulletin*. Er war lange Jahre Ressortleiter verschiedener Zeitungen und Magazine und arbeitet aktuell für verschiedene Titel.



*Links: Bettzeug, Schlafzimmer.
Rechts: Gartenschlauch, Aussenwand.*

Zuhause

**Corona hat es mehr als deutlich gezeigt:
An keinem anderen Ort fühlen wir uns derart
aufgehoben als zuhause, bei uns selbst.
Was diesen Fluchtort auszeichnet und weshalb
wir uns dermassen nach ihm sehnen.**

DANIEL SCHREIBER

Nirgends ist der Frühling schöner als in London. Diese Zeit zieht sich über einige Wochen, manchmal Monate hin. Das Grün nimmt die Stadt mit einer solch sanften Bestimmtheit in Besitz, dass man glaubt, es könnte für immer so bleiben. Ich hatte schon die Jahre zuvor relativ viel Zeit in London verbracht, dieses Mal würde ich gleich für ein paar Monate bleiben. Als mein Flugzeug in Heathrow landete, fühlte ich mich erleichtert. Das Frühjahr in London zu verbringen, sollte auch bedeuten, dass ich regelmässig einen Freund sehen würde, mit dem ich einst zusammen gewesen war. Wir hatten eine komplizierte Beziehung geführt, nach der Trennung hielten wir viele Wochen Abstand. Schliesslich entschieden wir uns dafür, einfach befreundet zu sein. Die Entscheidung fiel mir schwer, sehr schwer. Ich hatte zwar nicht damit gerechnet, dass es mir danach blendend gehen würde, aber ich war auch nicht darauf vorbereitet, in welche Krise mich dieser Entschluss stürzen sollte.

Jene Frühlingsmonate in London waren von einer intensiven Sehnsucht geprägt. Ich sehnte mich zwar nach diesem Mann, aber ich schien auch um etwas zu trauern, das ich nicht in Worte fassen konnte, um etwas, das sich wie ein irrationales Versprechen für meine Zukunft anfühlte. Noch viel mehr als jenen Freund schien ich das Gefühl einer gewissen Geborgenheit zu vermissen. Die Sehnsucht, die diese Krise bestimmte, war die Sehnsucht nach einem aufgehobensein, nach einem Zuhause. Diese Sehnsucht wurde im Verlauf der nächsten Wochen und Monate immer stärker. Das Bedürfnis nach einem Ort der Sicherheit empfand ich in dieser Zeit als nahezu überwältigend. Es war ein essentieller Wunsch, der sich damals seinen Weg bahnte, ein Wunsch, dem ich lange wenig Raum zugestanden hatte und der viel mit der inneren Ruhelosigkeit zu tun hatte, von der mein Leben in den vorangegangenen Jahren bestimmt gewesen war. Ein Wunsch, der sich in der Frage kristallisierte, wie und wo ich eigentlich leben wollte.

Die Sehnsucht nach Geborgenheit

Warum ist es überhaupt wichtig, ein Zuhause zu haben? Und was heisst es eigentlich, zu Hause zu sein? Das Gefühl des Zuhause-seins ist eine paradoxe Emotion. Es gehört so grundsätzlich zu unserem Leben, dass wir kaum je darüber nachdenken – es sei denn, wir sind dazu gezwungen, so wie in den vergangenen Monaten. Es ist an einen festen Ort gebunden, manchmal auch an mehrere, aber zugleich ist es weit mehr als nur ein Ort. Das, was ein «Zuhause» ausmacht, evoziert so viele Bilder, Erinnerungen und Erwartungen wie wenig anderes, dennoch lässt es sich schwer benennen.

Schon in den frühesten indogermanischen Sprachen existierten Wörter, die einen Bedeutungskomplex von Zuhause, Siedlung, materieller und spiritueller Sicherheit umfassten. Der indisch-amerikanische Ethnologe Arjun Appadurai hat den Wunsch nach einem Zuhause als «ein menschliches Grundbedürfnis nach Verortung» beschrieben. Dieses Grundbedürfnis geht für ihn weit über den Umstand hinaus, dass Menschen sich an einem bestimmten Ort niederlassen; vielmehr umfasst es für ihn auch die wesentlichen Aspekte von Zugehörigkeit, Sicherheit und Gemeinschaft. Fast jeder von uns entwickelt irgendwann eine Sehnsucht nach Geborgenheit, nach einem Zuhause. Aus psychoanalytischer Sicht erfahren wir dieses Geborgenheitsgefühl zum ersten Mal als Kleinkind in den Armen der Eltern und verbringen dann oft unser ganzes Leben mit der Suche nach Möglichkeiten, diese Erfahrung von neuem machen zu können. In den Worten der französischen Philosophin Simone Weil ist die «Verwurzelung (...) wohl das wichtigste und am meisten verkannte Bedürfnis der menschlichen Seele».

Historisch und kulturell mag das, was wir als «Zuhause» verstehen, je nach Epoche, Land und Gesellschaftsform, unterschiedliche Formen angenommen haben, aber es ist eine unserer grundlegenden anthropologischen Konstanten. Der Wunsch nach einem Zuhause ist nicht nur tief in jedem Einzelnen von uns, sondern auch in unserem kollektiven Unbewussten verankert. Er bestimmt, wie wir unser soziales Leben organisieren, wie wir darüber denken, wer wir sind, und wie wir die Gesellschaft sehen, in der wir leben.

Wurzeln gehen verloren

Vielleicht ist es diese tiefe psychische, historische und kulturelle Verankerung, die uns zu der Annahme führt, dass unser Zuhause auch heute etwas für uns sein sollte, das selbstverständlich ist. Bei genauerer Betrachtung ist jedoch das Gegenteil der Fall, denn die Beziehung zu dem, was wir als Zuhause bezeichnen, ist gegenwärtig für viele komplizierter, als sie es einmal war, und alles deutet darauf hin, dass sich diese Entwicklung weiter verstärken wird. Denn immer weniger von uns leben noch an dem Ort, an dem sie geboren wurden. Klassische Beziehungsmuster, die lange allgemeingültig schienen, haben an Bedeutung verloren. Die voranschreitende Globalisierung der Welt geht für manche mit einem Zuwachs an Lebensmöglichkeiten einher, für andere mit Gefühlen des Selbstverlusts. Auch die wachsende Spaltung der Gesellschaft und der strukturelle Wandel von Politik und Öffentlichkeit führen zu einer erstaunlich tiefen Verunsicherung. Wir leben in Zeiten des Umbruchs, und solche Zeiten sorgen immer auch für Veränderungen in unseren grundsätzlichen Vorstellungen von der Welt und dem, was unser Zuhause ist.

Am deutlichsten ist der derzeitige Wandel an der langsam schwindenden Relevanz der früher so wichtigen Frage «Woher kommen Sie?» abzulesen. Wie der indischstämmige, in Grossbritannien geborene, in den USA aufgewachsene und in Japan lebende Schriftsteller Pico Iyer in einem Essay über seine Herkunft schreibt, hat der Ort, an dem wir aufgewachsen sind, für eine immer grössere Zahl von Menschen eine andere Bedeutung als noch vor wenigen Jahrzehnten. Die meisten von uns ziehen heute mehrmals in ihrem Leben um, manche in andere Länder oder gar andere Kontinente, einige auf Dauer, andere nur für eine gewisse Zeit. Zuhause ist heute mal mit den Eltern assoziiert, mal eine Wahlheimat für eine bestimmte Zeit, es ist der Ort, der mit einem Partner verbunden ist, oder der Ort, an dem man arbeitet und seine Steuern bezahlt. Wurde man in der jüngeren Vergangenheit in bestimmte Landschaften, soziale Kreise und Schichten hineingeboren und blieb diesen in der Regel – auch gefühlsmässig – verhaftet, sind Selbstverständnis und Zugehörigkeitsgefühle entsprechend oft einem Prozess der Aufsplitterung unterworfen.

Es ist verführerisch, diese Entwicklung mit nostalgischem Blick zu beklagen, doch für viele Menschen stellt sie zunächst etwas überaus Positives dar. So können zahlreiche Menschen, für die das früher kaum möglich gewesen wäre, heute überhaupt erst ein Zuhause finden. Vor allem diejenigen, die den Normen der Welt, in die sie hineingeboren wurden, nicht entsprechen, die mit ihrem Herkunftsort Erfahrungen von Ausgrenzung und Stigmatisierung verbinden, können anderswo Menschen finden, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben wie sie selbst, oder auch schlicht Menschen, die sie so akzeptieren und lieben, wie sie sind. Vielleicht ist das der schönste und revolutionärste Aspekt des Veränderungsprozesses, dem unsere Vorstellungen von Zuhause unterworfen sind: Dass es heute für so viel mehr Menschen als früher möglich ist, Gemeinschaften zu finden, in denen sie respektiert werden und sich aufgehoben fühlen, Gemeinschaften, die in etwa dem entsprechen, was Hannah Arendt einmal in Anlehnung an die aristotelische Philosophie «Polis» nannte, Gemeinschaften also, in denen Menschen nicht mit dem Ziel einer gemeinsamen Identität handeln, sondern dem anderen Raum für sein Anderssein geben.

Wir sind ständig unterwegs, kommen nur selten an

Der Wandel unserer Auffassungen von Zuhause ist ein globales Phänomen. Rund 250 Millionen Menschen leben heute in einem Land, in dem sie nicht geboren wurden – über 40 Prozent mehr als noch vor 15 Jahren. Zu ihnen gehören Menschen, die vor Kriegen und den zusammenbrechenden Systemen ihrer Heimatländer fliehen, auf der Suche nach einem lebbareren Leben. Dazu zählen aber auch die wirtschaftlichen Eliten der Welt, die ein zunehmend mobiles Leben zwischen Europa, Amerika und Asien führen. Die Bewegung dieser Bevölkerungsströme strahlt auf die ganze Welt aus. Sie zieht eine andere Art zu denken und zu fühlen nach sich.

War das Gefühl des Zuhause-seins früher mit dem konkreten Ort verbunden, aus dem wir stammen, ist es heute eher mit einem imaginären Ort verknüpft, zu dem wir hinwollen. Zuhause ist inzwischen etwas, das wir uns in einem lebenslangen Prozess suchen und selbst aufbauen müssen: gleichermassen ein realer wie ein innerer, ein spiritueller und ein sozialer Ort, an dem wir uns aus Gründen, die uns

Das Gefühl des Zuhause-seins ist eine paradoxe Emotion. Es gehört so grundsätzlich zu unserem Leben, dass wir kaum je darüber nachdenken.

nicht einmal bewusst sein müssen, niederlassen. Im kollektiven Verständnis von «Zuhause», lange Zeit gleichbedeutend mit »Herkunft«, scheint es nunmehr vor allem um diese Suche zu gehen, um eine der vielleicht wesentlichsten Suchen überhaupt: nach einer Gemeinschaft, einer Familie und einem inneren Einklang mit der Welt. Nach einem Ort, an dem eine Flucht ein Ende findet oder an dem man aufhört wegzulaufen. Nach einem Ort, der die Möglichkeit birgt, bei sich selbst anzukommen.

Ich hatte schon früher unter dunklen Phasen gelitten, die mir für Wochen und manchmal Monate das Leben erschwerten und mich gelegentlich sogar in Form von Depressionen ausser Gefecht setzten. Das war etwas, das ich kannte und womit ich im Laufe der Zeit zu leben gelernt hatte. Seit ich ein paar Jahre zuvor aufgehört hatte zu trinken, hatten diese Phasen so sehr an Intensität verloren, dass ich manchmal dachte, sie wären ganz verschwunden. Die Depression, die nun in London anbrach, fühlte sich anders an. Sie überkam mich mit ungeahnter Wucht und sollte viele Monate anhalten, selbst dann noch, als ich schon lange wieder nach Berlin zurückgekehrt war. Ein schier unüberwindbarer Widerstand hielt mich davon ab, bewährten Gewohnheiten nachzugehen, die mir früher durch solche Phasen geholfen hatten. Ich ging weder zum Yoga noch zum Boxen, die Laufschuhe blieben irgendwann in der Ecke stehen, und auch an das Meditieren war bald nicht mehr zu denken.

Äussere Verunsicherung verstärkt die innere

Was die Situation während der Frühlingsmonate in London und in der Zeit danach zusätzlich erschwerte, war mein Eindruck, dass meine innere Instabilität noch von einer äusseren Unsicherheit verstärkt wurde. Nicht nur ich, sondern auch die Welt schien in einer tiefen Krise zu stecken. Im Grunde wiegen wir uns alle in der Sicherheit, dass unsere emotionale Verfassung nur wenig mit dem zu tun hat, was um uns herum passiert, mit den grossen politischen und gesellschaftlichen Bewegungen, dem, was man früher «Weltläufte» nannte. Wir gehen insgeheim davon aus, dass sie nicht wirklich beeinflussen, wie wir leben und wie wir uns fühlen. Eine notwendige Illusion wahrscheinlich, ohne die wir unser alltägliches Leben kaum bewältigen könnten. Doch diese Illusion zerbrach für mich – lange vor Corona.

Flucht ins Innere

In jener Zeit zeichnete sich eine unübersehbare Verdunkelung der politischen Stimmung ab. Ich hatte den Eindruck, noch nie zuvor Zeuge einer Nachrichtenlage gewesen zu sein, die derart viele Terroranschläge, Kriege, Wirtschaftskrisen und Klimakatastrophen umfasste. In Deutschland machte sich zunehmend das Gefühl breit, dass die gesellschaftliche Mitte, von jeher der Antriebsmotor des Landes, wegzubrechen drohte. Es war eine Radikalisierung zu beobachten, wie ich sie ein Jahrzehnt zuvor schon in den USA miterlebt hatte, und mit dieser Radikalisierung trat immer stärker ein Hass zutage, der die

auf Mässigung und Konsens angelegte politische Kultur des Landes, meines Landes, im Kern bedrohte. Meinungen, die von Rassismus und Intoleranz geprägt waren, wurden wieder salonfähig. In den politischen Talkshows und in der Zeitungslandschaft fanden Stimmen ungeahnten Zulauf, die gegen Menschen aus anderen Ländern mobil machten, offen homophobe und frauenfeindliche Ansichten vertraten und sich dabei noch mit dem Nimbus des Mutigen und des politisch Verfolgten umgaben. Diese Entwicklung war nicht nur auf Deutschland begrenzt. Während sich die Politik immer mehr von Krise zu Krise zu hangeln schien, gewannen Botschaften der Intoleranz und die Verklärung einer vermeintlich guten alten Zeit überall auf der Welt wieder an Popularität.

Währenddessen wurde immer deutlicher, dass die internationalen Ordnungssysteme, auf die sich jeder von uns lange verlassen hatte, ins Wanken gerieten. Das Europa, das ich die längste Zeit meines Erwachsenenlebens gekannt hatte, schien mit einem wirtschaftlichen und weltanschaulichen Kollaps zu liebäugeln. Unberechenbare, autokratisch geführte Staaten flössten dem Rest der Welt mehr denn je Angst ein. Die Globalisierung sorgte für immer mehr Ungleichheit. Flüchtlinge aus Kriegsgebieten konfrontierten die Europäer tagtäglich mit ihrem Irrglauben, dass sich das Leid, welches den Alltag von Menschen in vielen anderen Teilen der Welt bestimmt, dauerhaft auf Distanz halten liesse. Ich konnte nicht anders, als diesen Wandel insgesamt als eine Bedrohung wahrzunehmen. Ich hoffte inständig, dass mich das Gefühl einer Zeitenwende trog. Trotzdem konnte ich nicht die Angst davor abschütteln, dass in jenen Monaten eine Ära der Stabilität zu Ende ging, von der ich wie so viele andere geglaubt hatte, sie würde für immer andauern.

So sieht unser Zuhause aus

In den vergangenen Wochen hallte unüberhörbar der Weckruf durchs Land: «Bleiben Sie zu Hause!» Damit meinten die Warner nicht zwingend jenen Seelenhort, mit dem wir uns besonders verbunden fühlen, sondern unsere Wohnungen, den Platz, an dem wir leben. Ende 2018 zählte das Bundesamt für Statistik insgesamt 3,8 Millionen Privathaushalte. In gut einem Drittel davon lebt nur eine Person, das entspricht 16 Prozent der Wohnbevölkerung. Ein zweites Drittel machen Zweipersonen-Haushalte aus. Die durchschnittliche Haushaltsgrösse beträgt 2,23 Personen. Pro Kopf beanspruchen wir 45 Quadratmeter Wohnfläche, im Jahr 1980 waren es noch 34 Quadratmeter.

Flucht nach innen

Es überrascht kaum, dass eine solche politische und gesellschaftliche Lage bei vielen Menschen das Bedürfnis nach Sicherheit und den Wunsch, sich irgendwo zu Hause zu wissen, enorm verstärkt. Doch kann die Gewissheit eines Zuhauses tatsächlich eine Lösung sein, wenn wir mit derartigen Problemen konfrontiert sind? Der palästinensisch-amerikanische Kulturtheoretiker Edward Said war diesbezüglich skeptisch. In seinem einflussreichen Essay *Reflections on Exile* wies er darauf hin, dass unsere Vorstellungen von Zuhause schnell die Form von bedrohlichen Dogmen und Orthodoxien annehmen können. Abgrenzungen, so Said, würden häufig ohne Vernunft und ohne Notwendigkeit aufs Bitterste verteidigt und führten damit geradezu zum Gegenteil von Sicherheit. Said war nicht der Einzige, der so dachte. Ein beachtlicher Teil der Philosophie und Geistesgeschichte des an Katastrophen so reichen 20. Jahrhunderts war dem Begriff des Zuhauses gegenüber erstaunlich negativ eingestellt und ging in seiner Ablehnung sogar noch weiter. Der amerikanischen Philosophin Susan Neiman zufolge stellt der Zweifel an der Existenz eines Zuhauses gar eine Signatur der Moderne dar, eines ihrer grundlegenden, unumkehrbaren Merkmale. Am deutlichsten lehnte Theodor W. Adorno die Idee ab. In seiner im kalifornischen Exil unter dem Eindruck der Schrecken des Zweiten Weltkriegs verfassten philosophischen Autobiographie *Minima Moralia* beschreibt er jedes Zuhause als etwas Dogmatisches, als gemeinschaftliche Erfindung und fragwürdige Vorschrift. «Es gehört zur Moral, nicht bei sich selbst zu Hause zu sein», schreibt er dort. Damit meinte er, dass wir uns nicht über die Katastrophen unserer Welt hinwegtäuschen dürften, dass uns nichts mehr erlösen könne, dass es nichts Harmloses mehr gebe, dass es, um einen seiner berühmtesten Sätze aus *Minima Moralia* zu paraphrasieren, «kein richtiges Leben im falschen geben könne».

Ungebundenheit kann zum schwarzen Loch werden

Sieben Jahrzehnte nachdem Adorno seine *Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, so der Untertitel des Buches, verfasst hat, wird deutlich, dass so etwas wie das «richtige» gesellschaftliche Leben wohl niemals eintreten wird und dass wir wahrscheinlich nie mit einer Zeit ohne Gefahren, Terror und bittere Ungerechtigkeit rechnen dürfen. Mit dem historischen Abstand zu dem Philosophen und seiner Zeit lässt sich allerdings auch feststellen, dass wir nichtsdestotrotz ein privates Leben brauchen, das für uns persönlich richtig ist, ein Leben, das sich für uns richtig anfühlt. Wäre es überhaupt möglich, Adornos moralischer Forderung zu folgen und die grundlegende Sehnsucht nach einem Zuhause zu ignorieren oder sie sich gar abzutrainieren? Und was wäre damit gewonnen? Jeder von uns muss seine eigenen Antworten auf die Ereignisse und Zeitläufte finden, die auf sein Leben einwirken. Die Zeit, die für mich nach dem Ende jener Beziehung im Londoner Frühling ihren Anfang nahm, war von Gefühlen eines überraschend grossen Verlusts geprägt, von einer nicht mehr zu übersehenden Leerstelle auf meiner inneren Landkarte – der Gewissheit, dass mir etwas fehlte. Etwas, das ich nur «Zuhause» nennen konnte. Ich hatte den Eindruck, nicht genügend gebunden zu sein, und vermisste etwas, das mich festhielt und mir eine gewisse Stabilität geben konnte. Ich musste eine Lösung für die Unsicherheit finden, die ich empfand, musste einen Weg suchen, mit den Zeitläuften zu leben – und ich musste herausfinden, wie ich mit meiner privaten Situation zurechtkommen konnte.

Ich war, ob ich es wollte oder nicht, verliebt in jemanden gewesen und musste nun Abschied nehmen von bestimmten Hoffnungen, von einem Leben, das ich mir, ohne es mir wirklich einzugestehen, ausgemalt hatte. Gleichzeitig aber fühlte sich die Trauer um die zu Ende gegangene Beziehung wie ein Symptom für etwas Tieferliegendes an, für etwas, mit dem ich mich nie hatte auseinandersetzen wollen: Ich konnte nicht sagen, ob ich dieses Gefühl von Geborgenheit überhaupt schon einmal gespürt hatte, das viele Menschen mit ihrem Zuhause verbinden.

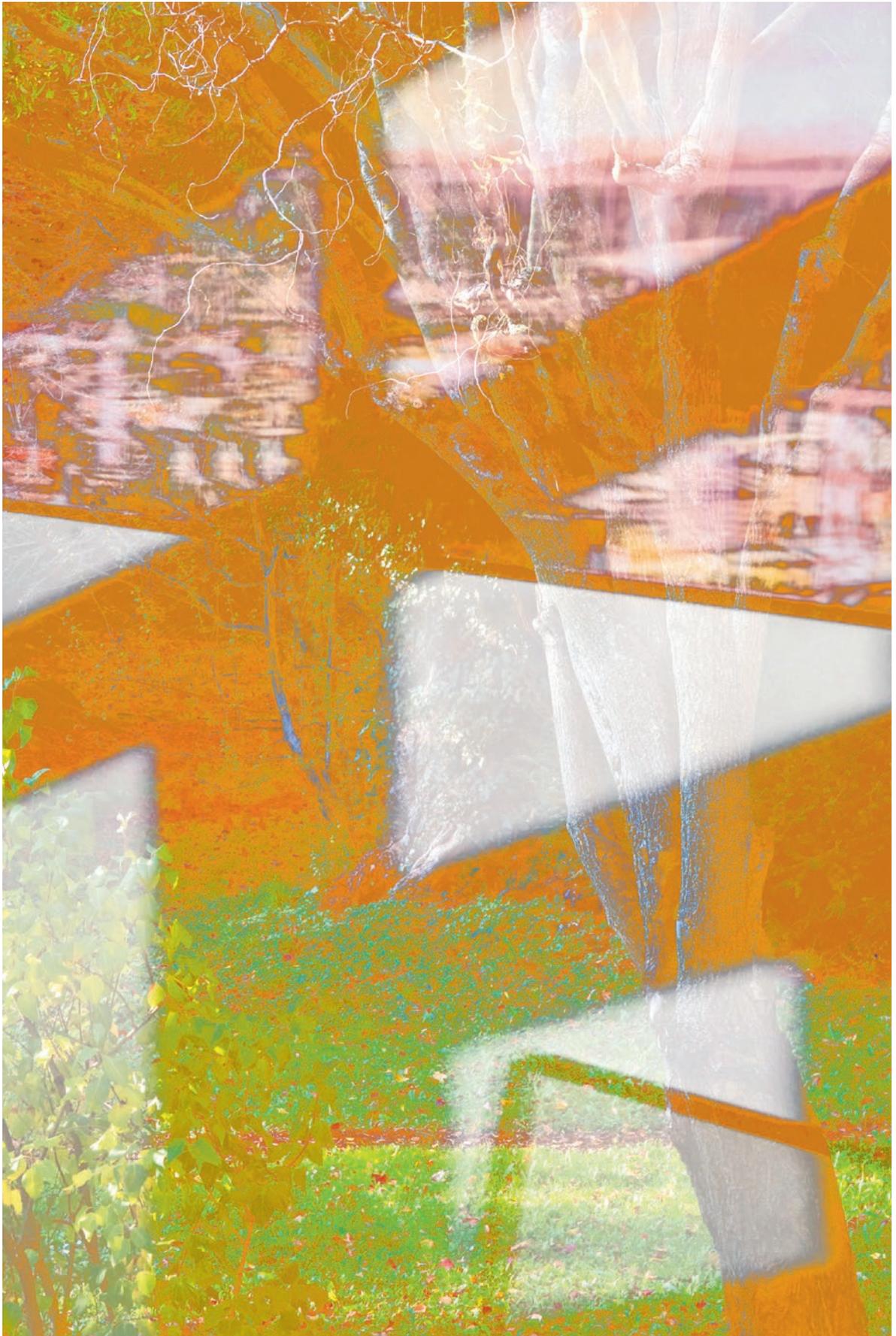
Ich steuerte auf so etwas wie die Mitte des Lebens zu und wusste weder, wo ich eigentlich leben sollte, noch, wie es mir gelingen könnte, überhaupt irgendwo zu Hause zu sein. In jenen klaren, blütenschweren Frühlingstagen in London, als plötzlich nur noch wenig so schien, wie es vorher gewesen war, spürte ich mit einem Mal die Gewissheit, dass die Zeit für eine Entscheidung gekommen war. Die Entscheidung für ein Zuhause. Die Entscheidung für eine Suche. O



DANIEL SCHREIBER (*1977) ist Kunstkritiker und Autor der Susan-Sontag-Biografie *Geist und Glamour* (2007). Sein Essay *Über das Trinken und das Glück* wurde 2014 zum Bestseller.

Die Suche nach dem Ort, an dem wir leben wollen

Der vorliegende Text ist das erste Kapitel des Buches *Zuhause*, das Autor Daniel Schreiber vor drei Jahren für den Hanser Verlag geschrieben hat. Darin macht er sich auf die vielleicht wichtigste Suche unseres Lebens. Wo gehören wir hin? Was ist unser Zuhause in einer Zeit, in der sich immer weniger Menschen sinnstiftend dem Ort verbunden fühlen, an dem sie geboren wurden? In seinem persönlichen Essay beschreibt er den Umschwung eines kollektiven Gefühls: Zuhause ist nichts Gegebenes mehr, sondern ein Ort, nach dem wir uns sehnen, zu dem wir suchend aufbrechen. Schreiber blickt auf Philosophie, Soziologie und Psychoanalyse, und zugleich erzählt er seine eigene Geschichte: von Vorfahren, die ihr Leben auf der Flucht verbrachten. Von der Kindheit eines schwulen Jungen in einem mecklenburgischen Dorf. Von der Suche nach dem Platz, an dem wir bleiben können.



Spiegelung im Fenster, Schlafzimmer.

Wir sind stark

Machen Krisen die Menschen psychisch krank? Psychiater Josef Hättenschwiler hält den Menschen für widerstandsfähiger, als wir gemeinhin glauben.

Interview **BIRGIT SCHMID**

Nach all den Wochen, in denen das soziale Leben komplett heruntergefahren wurde und man über nichts anderes mehr geredet hat, sind viele Virus-müde. Geht es Ihnen auch so?

JOSEF HÄTTENSCHWILER: Ja. Auch bei mir stellt sich eine Art Corona-Fatigue ein...

... ist das ein neues Syndrom?

So könnte man es nennen, in Anlehnung an das Chronic-Fatigue-Syndrom. Aber Spass beiseite. Auch ich nehme eine körperlich-geistige Müdigkeit wahr: Man kommt vom Thema nicht los. Die Leute werden nonstop eingedeckt mit Nachrichten, ohne etwas beitragen zu können. Push-Meldungen jagen sich, Neuinfektionen und Todesfälle werden seit Wochen wie Erbsen gezählt.

Sind wir hyperfokussiert?

Es wird zu wenig relativiert. Manche Medien übertreiben und unterschlagen das Positive. Zwar hatten wir in der Schweiz eine der höchsten Infektionsraten, aber es starben vergleichsweise wenige an Covid-19. Das hört man selten.

Merkt man den Überdruß auch daran, dass wieder die gewohnten persönlichen Ängste in den Vordergrund treten?

Ja. Die alltäglichen Sorgen und Nöte hatte man lange angesichts der unmittelbaren physischen Bedrohung als vernachlässigbar empfunden. Irgendwann ist die Angewöhnungsphase an den Ausnahmezustand vorbei, die Massnahmen der Regierungen scheinen zu wirken, und die Ansteckungen gehen zurück. Die Angst vor dem Virus war in diesem Sinne wirksam.

Sahen Sie viele Patienten, denen es wegen des Virus psychisch schlechtgeht?

Nein. Der Ansturm blieb aus. Das höre ich auch von Kollegen, obwohl medial manchmal der Eindruck entstand, dass wegen der Corona-Pandemie die ganze Schweiz zum Psychiater müsse. Die Praxen der Psychiater und Psychologen waren auch in den schlimmsten Wochen zur Hälfte leer, in den Kliniken gab es freie Plätze. In normalen Zeiten haben wir an unserem Zentrum täglich vier bis fünf Anfragen und Zuweisungen. In den Corona-Wochen gingen sie um die Hälfte zurück.

Weil die Leute Angst vor der Ansteckung mit Covid-19 hatten oder weil ihnen ihre Probleme plötzlich als nichtig erschienen?

Beides. Ich möchte betonen: Es ist normal, dass wir in diesen Zeiten alle in Sorge sind und Angst empfinden. Wir erleben eine globale Bedrohung, die potenziell tödlich verlaufen kann. Davor hat man Respekt. Es ist eine positive Angst, die auch dem Selbstschutz und damit dem Überleben dient.

Und die noch keine Therapie nötig macht?

Ja. Angst ist wie ein Virus: ansteckend – vor allem die Rede davon. Aber man sollte nicht dramatisieren. Man muss nicht jedes psychische Problem behandeln. Die Gesellschaft ist resilienter, als man denkt. Das zeigt sich in einer Krise wie dieser.



Schmierstreifen, Wohnzimmerfenster.

Viel realer als die gesundheitliche Gefährdung durch Covid-19 werden nun die wirtschaftliche Not und der Stress, wenn man nicht arbeiten kann oder die Stelle verliert. Werden psychische Probleme dadurch zunehmen?

Die Sorge um die Wirtschaftslage ist gross, und ökonomische Not und Arbeitsplatzunsicherheit wirken sich direkt auf das psychische Wohlbefinden aus. Bereits, wenn jemand in Kurzarbeit geschickt wird, kann das enorm belastend sein. Man darf aber nicht vergessen, dass wir hier in der Schweiz in einer privilegierten Situation sind – etwa, was die soziale Absicherung angeht.

Kann man mit anderen Krisen vergleichen, wie die sich längerfristig auf die Psyche ausgewirkt haben?

Während der Finanzkrise von 2008 oder nach Epidemien in asiatischen Ländern traten psychische Probleme mit einer bestimmten Verzögerung vermehrt auf. Die Situation jetzt ist jedoch einmalig, da global. Wissenschaftliche Untersuchungen dazu fehlen noch.

Der Chefarzt der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, Erich Seifritz, sagte in der NZZ am Sonntag voraus, dass die Suizidrate steigen werde, wenn die Arbeitslosigkeit zunehme.

Auch das weiss man nicht sicher. Vergleiche, etwa mit der Sars-Pandemie von 2002, sind schwierig, da sich die asiatische Kultur von der europäischen unterscheidet und es von der Mentalität abhängig ist, wie man mit Krisen umgeht.

Werden depressiv veranlagte Menschen depressiver?

Ein Patient von mir ist Koch. Schon in der ersten Woche des Lockdowns hat sein Betrieb Personal abgebaut. Zwar hat nicht die Kündigung seine Krise ausgelöst, es ging ihm schon vorher schlecht. Aber sie hat die Symptome verstärkt. Auch Patienten mit einer behandelten Angststörung, die symptomfrei waren, können durch die Corona-Krise wieder einen Rückfall erleben.

Das Virus scheint also vor allem psychopathologische Neigungen zu verstärken. Werden Menschen mit zwanghaftem Verhalten so lange leiden, bis das Virus aus der Welt ist?

Manche Leute haben eine ausgeprägte Angst vor Ansteckung und Krankheiten. Das war auch so, als Aids aufkam und viele fürchteten, sich mit dem HI-Virus angesteckt zu haben. Sie liessen sich immer wieder testen, obwohl sie keine sexuellen Kontakte hatten. Für Leute, die im Tram keine Stange anfassen oder sich jedes Mal die Hände waschen, wenn sie eine Türklinke berühren, kann sich der Wunsch nach Reinlichkeit verstärken.

Wann wird es krankhaft?

Etwa, wenn jemand nicht mehr Tram fährt, obwohl er müsste, und massiv unter seinem Verhalten leidet. Manche Patienten mit Kontaminationsangst fühlen sich nun durch das Coronavirus bestätigt: Nun tun plötzlich alle, was man bei ihnen für abnormal hielt. Sie sagen sich: Ich war aus gutem Grund schon immer vorsichtig.

Was auch wieder ungesund klingt.

Natürlich.

Was ist mit chronischen Belastungsstörungen aufgrund der sozialen Isolation?

Über uns wurde ja nie eine wirkliche Quarantäne verhängt. Darüber hinaus: Die meisten Menschen sind erstaunlich anpassungs- und widerstandsfähig. Es gehört zum Leben, dass man sich sorgt, auch einmal Angst hat und manchmal sogar meint, die Kontrolle zu verlieren.

Menschen um die 65, die als jung und fit galten wie keine Generation vor ihnen, wurden quasi über Nacht als alt und verletzlich eingestuft, da sie zu den Risikogruppen gehören. Wie muss sich dieses Altgemachtwerden anfühlen?

Nicht gut! Ich konnte die Mühe damit nachvollziehen, als es aus Italien hiess, man würde wegen der Engpässe mit den Beatmungsgeräten Patienten über sechzig allenfalls nicht mehr beatmen. Da dachte ich: Verflixte Kanone, ich gehöre ja in diese Kategorie! Ich bin 61.

Eine Kränkung.

Ja, das ist es. Der Pensionierte, der Sport treibt, blendend aussieht, vielleicht sogar weiterarbeitet, wird durch die Altersgrenze plötzlich als schützenswert betrachtet und wird dadurch in vielem eingeschränkt. Das kann einem zu schaffen machen, und ich weiss, dass viele es als diskriminierend erleben.

Angst ist wie ein Virus: ansteckend – vor allem die Rede davon.

Die Aussicht, dass das Virus zur ständigen Bedrohung wird und Freiheiten massiv eingeschränkt, hat etwas Bedrückendes. Man kann nicht mehr reisen. Der Horizont schwindet. Alles engt sich ein. Wie belastend ist diese fehlende Perspektive auf lange Sicht?

Mir wurde es deswegen auch schon «gschmuck». Es wäre seltsam, wenn es anders wäre. Wir gehen nun durch eine Zeit der Unsicherheit. Der Mensch liebt es aber zu planen. Auch meine Sommerferien in Italien sind gestrichen. Nun bleibe ich halt in der Schweiz.

Sie verbreiten viel Zuversicht.

Ich frage meine Patienten immer nach den positiven Auswirkungen, die die Corona-Krise auf ihr Leben hat. Viele fühlen sich durch eine Art soziales Detox entlastet. Man muss Dinge nicht mehr tun: Ob man abends da oder dort hingehen soll, diese Frage wird einem abgenommen. Ich sah heute Morgen eine Frau, die an einer massiven Angststörung leidet und in der Regel viele gesellschaftliche Anlässe hat. Sie findet es gerade sehr angenehm. Nicht nur sozial ängstlichen Menschen kommt die Situation entgegen. ○



JOSEF HÄTTENSCHWILER (*1958) ist Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie. 2008 hat er das Zentrum für Angst- und Depressionsbehandlung Zürich (ZADZ) gegründet, dessen Chefarzt er ist.

BIRGIT SCHMID (*1972) ist Journalistin der NZZ. Das Interview wurde Ende April geführt und publiziert.

Was ist Resilienz?

Manche nennen sie flapsig «die Kunst der Stehaufmännchen». Gemeint ist Resilienz, eine vergleichsweise junge Disziplin der Psychologie. Lange Jahre versuchte die Wissenschaft einzig zu erforschen, welche Faktoren Menschen krank machen. Resilienz aber zielt in die Gegenrichtung: Sie will ergründen, was uns selbst in schwierigen Zeiten auf den Beinen hält. Der Begriff stammt ursprünglich aus der Physik und bezeichnet in der Werkstoffkunde die Fähigkeit eines Werkstoffes, sich verformen zu lassen und dennoch in die ursprüngliche Form zurückzufinden. Eine schöne Metapher.

Denn Resilienz beschreibt unsere Fähigkeit, Krisen dank persönlichen und sozial vermittelten Ressourcen zu meistern und diese für die persönliche Entwicklung zu nutzen. Psychologieprofessorin Emmy Werner der University of California war eine der Ersten, die in diesem Fach forschte. Sie studierte zwischen 1955 und 1999 insgesamt 698 Kinder, die auf der Insel Kauai (Hawaii) geboren wurden. Viele der Buben und Mädchen hatten schwierige Voraussetzungen, weil sie in eine gravierende Armut hineingeboren wurden, geburtsbedingten Komplikationen ausgesetzt waren oder in Familien aufwuchsen, die stark belastet waren. Ein Drittel dieser Kinder entwickelte sich trotz misslichen Umständen zu leistungsfähigen, zuversichtlichen und fürsorglichen Erwachsenen. Emmy Werner erforschte mit anderen Psychologen die Gründe, was diese Gruppe gesund hielt. Sie gilt als Pionierin der Resilienzforschung.

Begehrter Rat

Die Corona-bedingten Einschränkungen des beruflichen, sozialen und kulturellen Lebens stellen das Leben der Schweizer Bevölkerung auf den Kopf. Das setzte den Menschen zu: Die Beraterinnen und Berater der Telefonseelsorge «Dargebotene Hand» führten allein im Monat März fast 17 000 Gespräche und auch bei anderen Institutionen liefen die Telefonleitungen heiss. Für die Sorgen alter Menschen richtete Pro Senectute Schweiz eigens eine Hotline ein. «Die aktuelle Lebenslage ist neu und durchaus belastend», sagt der Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie Josef Hättenschwiler, «die vielen Kontaktnahmen entspringen aber oft situativen Krisenmomenten. Die Menschen sitzen beispielsweise allein zu Hause, hören ständig beunruhigende Nachrichten, sodass sich Angst und Sorgen breitmachen können. Da hilft ein Gespräch mit der Telefonseelsorge bestimmt.» Inwiefern es tatsächlich zu einer Zunahme von Depressionen und anderen psychischen Problemen kommt, ist unbekannt. Dies hängt vom weiteren Verlauf der Corona-Pandemie und den wirtschaftlichen Folgen ab.

Unsere zweite Familie

Zweifeln wir an der Zukunft, an uns, am Leben, finden wir bei jenen Menschen Trost, die uns auch sonst durchs Leben tragen: bei guten Freunden. Gerade in schwierigen Zeiten sind sie unersetzlich.

CLAUDIA WÜSTENHAGEN

Der Mann der italienischen Autovermietung war wahrscheinlich baff erstaunt. Er hatte für das Brautpaar einen Fiat Bambino bereitgehalten, aber als dieses bei ihm ankam, protestierte es gegen das winzige Gefährt. «In das kleine Ding hätten wir ja nie reingepasst», sagt Rainer rückblickend. Denn er hatte nicht nur seine Frau mit auf die Hochzeitsreise genommen, sondern auch seinen Freund Gerhard. Über den Autovermieter lachen die beiden Männer noch heute, Jahre später. Auch in dieser Nacht, als sie in Fleecepullis an Deck ihres Segelschiffes sitzen und die Geschichte erzählen. Die Braut habe nichts gegen die Begleitung des Freundes gehabt, versichert Rainer, gesteht aber: «Ich habe gar nicht darüber nachgedacht, ob das adäquat ist.» Er kannte Gerhard schon viel länger als seine Frau. Die beiden sind seit fast 60 Jahren Freunde. Niemeier hatte ihm schon beim Scheitern seiner vorherigen Ehe beigestanden, war es da nicht nur fair, dass er am neuen Glück auch teilhaben durfte?

Freundschaften – der Kitt des Lebens

So kurios die Geschichte scheinen mag – sie zeigt, welche grosse Bedeutung Freundschaft hat. Gerade heute, da Partner und Jobs häufig wechseln, eine eigene Familie nicht mehr selbstverständlich ist und immer weniger Menschen in der Kirche Trost finden, werden Freunde immer wichtiger. Manchmal sind sie die Einzigen, die uns über einen langen Zeitraum begleiten – die wissen, wer wir wirklich sind. Sie sind nicht nur die Gefährten unserer Kindheits- und Jugendabenteuer, sondern zunehmend auch

die Säulen, die uns als Erwachsene im Leben stützen – gerade in Notzeiten, wie wir sie gerade durchleben. «Freundschaften sind eine der zentralen Relaisstationen des sozialen Zusammenhalts», sagt der Soziologe Heinz Bude. Für manche Menschen sind sie sogar wichtiger als die Familie.

Wissenschaftler wollen das Geheimnis dieser besonderen Beziehung ergründen. Sie vermessen unsere Freundeskreise und testen mit Experimenten, wen wir hineinlassen. Mediziner finden Belege dafür, dass soziale Beziehungen uns vor Krankheiten schützen und unser Leben verlängern können, manche fordern sogar Freunde auf Rezept. Soziologen stellen ein neues Verantwortungsgefühl unter Freunden fest und sehen darin eine Rettung der alternden Gesellschaft jenseits von Familie und Sozialstaat.

Macht der ersten Begegnung

Rainer und Gerhard sind Freunde fürs Leben. Schon als Kinder haben sie zusammen unter den Kirschbäumen im Garten gezeltet und sind möglichst oft gemeinsam gerudert. Sie gründeten einen Micky Maus-Club und teilten ihre Comichefte, heute haben sie einen Segelverein und ein gemeinsames Schiff. «Es gibt niemanden, der mich so lange kennt wie Gerhard», sagt Rainer. Die beiden trafen sich an ihrem ersten Schultag vor fast 60 Jahren, von da an sassen sie in der Klasse nebeneinander.

Ein Zufall, aber er könnte erklären, warum sie Freunde wurden. Denn oft reicht die physische Nähe von zwei Men-



Links: Blütenblätter, Wintergarten.
Rechts: Fernsehkabel, Schlafzimmer.



schen, damit zwischen ihnen eine Freundschaft entsteht. Das fand der Psychologieprofessor Mitja Back der Universität Münster in einer Studie heraus. Nach dem Zufallsprinzip wies er Studienanfängern in der ersten Vorlesung einen Platz im Hörsaal zu. Erstaunlicherweise beeinflusste die Sitzordnung in dieser einen Veranstaltung die Entwicklung von Freundschaften: Personen, die zufällig nebeneinandergesessen hatten, waren ein Jahr später stärker miteinander befreundet als Kommilitonen, die voneinander entfernt gesessen hatten. «Menschen bewerten andere spontan positiv, wenn sie sich in unmittelbarer Nähe befinden», sagt Back. Er geht davon aus, dass Personen, die einmal zufällig neben uns gesessen haben, zugänglicher erscheinen und wir sie auch in anderen Situationen eher ansprechen.

Erstsemestervorlesungen sind wie gemacht für die Feldstudien der Freundschaftsforscher – wo sonst findet man so viele Menschen, die neue Freunde suchen? Jaap Denissen von der niederländischen Tilburg-Universität hat die Freundschaftsanbahnung beobachtet. Seine Ergebnisse wecken Zweifel an dem Sprichwort «Gleich und Gleich gesellt sich gern». Danach spielt es keine Rolle, ob uns jemand wirklich ähnlich ist – es reicht, dass wir ihn als ähnlich wahrnehmen. Wer einen anderen, verglichen mit sich selbst, für ähnlich gewissenhaft, offen, extrovertiert, verträglich oder ängstlich hält, freundet sich eher mit ihm an. «Mit der Wirklichkeit deckt sich diese Wahrnehmung aber oft nicht», sagt der Psychologieprofessor.

Berechnung spielt ebenfalls eine Rolle, hat die Studie gezeigt: Wir suchen unsere Freunde auch danach aus, was wir uns von ihnen versprechen. Wie nützlich Studenten ihre Kommilitonen zu Beginn des Semesters einschätzten, hatte Einfluss darauf, mit wem sie sich anfreundeten. In erster Linie galt das für emotionale Bedürfnisse, erklärt Denissen: «Wie gut wird eine Person mich trösten oder amüsieren können? Kann sie eine wohlige Stimmung schaffen?» Deshalb seien extrovertierte Personen als Freunde grundsätzlich interessanter. Sie sind geselliger und gesprächiger, strahlen mehr Wärme aus. «Von ihnen versprechen wir uns, dass sie die Sache mit der emotionalen Hilfe besonders gut hinkriegen.»

Sogar ganz pragmatische Erwägungen spielen eine Rolle – ob jemand uns bei Reparaturen helfen kann oder wichtige Informationen parat hat. «Die Leute haben da durchaus eine berechnende Herangehensweise», sagt Denissen. Das mag zwar unromantisch sein, überraschend aber ist es nicht. «Man muss ja mal evolutionär die Frage stellen, warum es Freundschaften gibt», sagt Denissen und verweist auf das harte Leben unserer Vorfahren. «Da ist es plausibel, anzunehmen, dass Freundschaften auch ein Mittel sind, um uns gegenseitig in schwierigen Situationen zu helfen.»

Freunde machen uns stark

Besonders in schwierigen Situationen zeigt sich der wahre Wert von Freunden: Sie machen uns stark und schützen vor Stress. Um das zu messen, bringen Wissenschaftler Menschen in die unangenehmsten Situationen. Der Freiburger Psychologieprofessor Markus Heinrichs etwa liess Probanden Präsentationen vor einem Publikum samt Kamera halten. Anschliessend mussten sie ohne Vorwarnung auch noch Kopfrechenaufgaben lösen. Für viele ein Albtraum. Manche kamen mit der Situation aber besser zurecht als andere: Das waren diejenigen, die ihren besten Freund oder ihre beste Freundin hatten mitbringen dürfen. «Sie waren erheblich weniger gestresst als die Personen, die allein kommen mussten», sagt Heinrichs. Die Forscher massen in ihrem Speichel eine niedrigere Konzentration des Stresshormons Cortisol, und die Probanden selbst berichteten über weniger Angst und Unruhe. Dabei durften die Freunde nur während der Vorbereitungsphase anwesend sein, nicht beim Test selbst. Heinrichs bringt seine Ergebnisse auf eine Faustformel: «Zehn Minuten an meiner Seite, schützt ein Freund mich über eine Stunde lang wirksam vor Stress.»

Der Psychologe glaubt, dass dafür das Hormon Oxytocin verantwortlich ist. Es baut Vertrauen auf und reduziert Angst. Wissenschaftler nehmen an, dass der Körper das Hormon in Gegenwart von vertrauten Personen vermehrt ausschüttet. Direkt nachweisen konnten sie das bisher aber nicht. Blut- und Speicheltests spiegeln nur bedingt wider, was im Gehirn passiert. Deshalb hat Heinrichs die

In Gegenwart von Freunden erscheinen Probleme kleiner – und Berge buchstäblich flacher.

Wirkung des Hormons mithilfe eines Nasensprays getestet. Bei seiner Stressstudie liess er die Hälfte der Probanden das Oxytocinspray einatmen, den anderen verabreichte er ein Placebo, ein Scheinpräparat. Tatsächlich waren die Probanden, die sowohl ihren Freund dabei hatten als auch das Hormonspray inhalierten, am besten gegen den Stress gefeit. Diejenigen, die allein kamen und nur das Placebo erhielten, reagierten am empfindlichsten auf Stress.

Forscher haben diese Experimente (ohne Spray) auch mit Paaren gemacht – mit einem erstaunlichen Ergebnis. Zwar hilft es Männern, wenn ihre Partnerin ihnen gut zuredet. Umgekehrt gilt das aber nicht immer. Bei manchen Frauen war die Stressreaktion sogar stärker, wenn ihr Partner mitkam. «Für Frauen kann es unter Umständen besser sein, bei einer Herausforderung die beste Freundin und nicht den Mann mitzubringen», sagt Heinrichs.

Corona hat es neuerlich gezeigt: In Gegenwart von Freunden erscheinen Probleme kleiner – und Berge buchstäblich flacher: In Experimenten schätzen Menschen die Steigung eines Hügels tatsächlich geringer ein, wenn ein Freund neben ihnen steht. Je länger sie ihn kennen, desto stärker ist dieser Effekt. Oft reicht sogar der Gedanke an ihn, damit der Berg schrumpft. «Wir sehen unsere Freunde als potenzielle Unterstützung», sagt Psychologieprofessor Denissen. «Wer solche Ressourcen hat, stuft ein Problem als weniger bedrohlich ein.» Denissen hat festgestellt, dass Menschen an Tagen, an denen sie ihre Freunde treffen, ein höheres Selbstwertgefühl haben. Er sieht sogar einen Zusammenhang zwischen der Zahl der Freundeskontakte in einem Land und der Stimmung der Bevölkerung.

Ein Vergleich der OECD-Länder ergab: In den USA oder Griechenland, wo die Menschen oft in Kontakt zu ihren Freunden stehen, ist das Selbstwertgefühl der Bürger höher als in Ländern wie Ungarn oder Japan, in denen die Menschen weniger Zeit mit ihren Freunden verbringen. «Das war ein sehr starker Effekt», sagt Denissen. «Man kann die Länder in einem Diagramm wirklich auf einer Linie platzieren.»

Rainer und Gerhard treffen sich zweimal in der Woche, nicht nur für Segelgespräche, auch zur «Gefühlsausschüttung». Gerhard erzählt dann von seiner Mutter, die gerade hundert geworden ist und Pflege benötigt, Rainer muss manchmal etwas über seine «vertrackten Kinder» loswerden. Die grossen Themen des Lebens besprechen sie auf ihrem Segelschiff, nachts, wenn die See ruhig ist und ihr Boot geschmeidig durch das Wasser gleitet. Vor ein paar Jahren, als die Frau von Gerhard gestorben war, sasssen sie viele Nächte oben an Deck und redeten. «Das hat mir geholfen.»

Die Menschen, die in die Sprechstunde von Wolfgang Krüger kommen, haben oft keine Freunde zum Reden. Der Psychotherapeut hat einen «eklatanten Freundschaftsmangel» bei vielen seiner Patienten festgestellt. Vor allem Männer hätten häufig kaum Vertraute und machten sich zu sehr von ihrer Frau abhängig. Krüger hat ein Buch über

die Bedeutung der Freundschaft geschrieben und bietet sogar Beratungskurse an. «Ich bin sicher, dass manche Menschen gar keine Therapie bräuchten, wenn sie mehr Freunde hätten», sagt er.

Eines zeigen Studien deutlich: Wer gute soziale Beziehungen hat, ist zufriedener, körperlich gesünder und lebt sogar länger. Letzteres offenbarte eine Metaanalyse von Psychologen der Brigham Young University in Utah. Die Forscher werteten Studien mit insgesamt mehr als 300 000 Personen aus, deren Gesundheitszustand im Schnitt über acht Jahre dokumentiert worden war. Menschen mit engen Bindungen hatten eine 50 Prozent höhere Chance, diesen Zeitraum zu überleben. Fehlender sozialer Rückhalt erwies sich dagegen als ebenso schädlich wie der tägliche Konsum von 15 Zigaretten oder Alkoholmissbrauch und schädlicher als Sportverweigerung oder Übergewicht.

Positive Beziehungen wiederum stärken das Immunsystem, verbessern die Wundheilung, senken das Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Depression. Sie wirken wie ein Puffer, vermuten Forscher: Die Unterstützung der Mitmenschen dämpfe die Wirkung von akutem Stress und dauerhaften Belastungen. Zudem achten Menschen nach Ansicht der Wissenschaftler mehr auf ihre Gesundheit, wenn sie enge Bindungen haben.

Dass es vor allem die Freunde sind, die die Lebenserwartung erhöhen, zeigte eine australische Langzeitstudie mit 1500 über 70-Jährigen. Der Kontakt zu den eigenen Kindern oder anderen Verwandten hatte demnach deutlich weniger positiven Einfluss. «Freunde können wir uns aussuchen. Wir schätzen die Beziehung zu ihnen tendenziell mehr als familiäre Bindungen. Das könnte dazu führen, dass sie uns emotional mehr nutzen», sagt Carlos Mendes de Leon von der University of Michigan.

Facebook hilft den Schüchternen

Es ist aber nicht immer leicht, enge Bindungen zu pflegen. Oft treiben die grossen Umbrüche im Leben alte Freundschaften auseinander: Wer für das Studium oder den Job in eine andere Stadt zieht, Kinder bekommt oder sich scheiden lässt, kann selten all seine Verbindungen aufrechterhalten. Alle sieben Jahre verlieren wir im Schnitt die Hälfte unserer Freunde und ersetzen sie durch neue. Robert hat ein Profil bei Facebook, um «unkompliziert mit Leuten in Verbindung zu bleiben». Der 35-Jährige hat dort 43 Freunde: alte Klassenkameraden, Reisebekanntschaften, Leute, die er während seines Studiums in England traf, aber auch enge Freunde, die er häufig sieht.

Wie nah kann man sich über eine Website kommen? Mehrfach haben Kritiker vor den sozialen Folgen des Internets gewarnt, etwa vor oberflächlichen Onlinekontakten, die zulasten echter Beziehungen gingen. Manche Forscher behaupten sogar, Menschen mit vielen Facebook-Freunden hätten soziale Anpassungsschwierigkeiten. Experten widersprechen diesen Thesen, Studien hätten das widerlegt. Vielmehr scheint das Gegenteil zu stimmen. Für den

Psychologen Jaap Denissen «ist es mittlerweile Konsens in der Forschung, dass sich die technischen Innovationen wie Facebook eher positiv auf die Freundschaft auswirken». Eine Langzeitstudie der Universität Amsterdam zum Beispiel ergab, dass die Qualität von Freundschaften bei Jugendlichen zunimmt, wenn sie sich ihren Freunden über das Internet mitteilen. Denissen sieht in Onlinenetzen sogar einen Vorteil für all jene, denen der direkte Umgang mit anderen schwerfällt. «Sie können in Ruhe alles aufschreiben», sagt er. «Das führt dazu, dass sie sich mehr offenbaren, und das begünstigt Freundschaften.»

Robert schickt seinen Freunden auf Facebook manchmal Nachrichten, guckt sich ihre Urlaubsfotos an und erhält Geburtstagsgrüsse auf seiner Pinnwand. Natürlich kann das ein persönliches Gespräch nicht ersetzen, da sind sich alle Experten einig. «Aber das tut es meist auch nicht», sagt Denissen. Viele Menschen würden sich bei Facebook vor allem mit den Leuten austauschen, die sie auch im echten Leben kennen, und die würden sie auch weiterhin treffen.

Stärker als Sex

Oftmals ist Freundschaft sogar stärker als Sex. Soziologe Janosch Schobin von der Universität Kassel kann anhand vieler Interviews zeigen, dass junge Männer und Frauen heute regelmässig zusammenleben, ohne miteinander zu schlafen. Sie besitzen vieles gemeinsam, teilen Tisch und Stuhl – aber eben nicht das Bett. «Familienähnlich» nennen Soziologen solche Wohnformen. Zwar ist das Zusammenleben meist vorübergehend und eher unter jungen Leuten üblich, trotzdem sehen die Wissenschaftler einen grundsätzlichen Trend: Die Grenze zwischen Freundeskreis und Familie verschwimmt. Einer Umfrage der Stiftung für Zukunftsfragen zufolge betrachten 74 Prozent der Menschen ihre Freunde als eine Art zweite Familie.

Janosch Schobin hat eine Erklärung für die wachsende Bedeutung solcher Freunde. Üblicherweise würden sie zur Zeit der Familiengründung in den Hintergrund treten. «Aber es gibt da mittlerweile einen Sperrklinkeneffekt», sagt er, «vielen Leuten gelingt der Übergang in die Familiengründungsphase nicht mehr.» Sie blieben in der Phase davor hängen. Zuerst sei da die lange Ausbildungszeit, dann die Jobsuche, der Karrierebeginn, und häufig zerbräche so um die 30 die Partnerschaft. «Manche kriegen es dann nicht mehr hin, noch einen Partner zu finden und eine Familie zu gründen.» Und wer mehrfach das Scheitern einer Beziehung erlebt habe, wolle sich womöglich auch gar nicht mehr auf den einen Menschen im Leben verlassen. «Dann richten sich diese Leute auf ihre Freunde ein und pflegen diese Beziehungen umso intensiver.» Schobins Berechnungen zufolge stünden heute bei zehn Prozent der 18- bis 55-Jährigen die Freunde im Zentrum des Lebens. «Das ist kein Randphänomen mehr», sagt er.

Soziologe Heinz Bude sieht in der Freundschaft sogar eine mögliche Rettung der alternden Gesellschaft, einen «dritten Weg» zwischen Familie und Partnerschaft auf der einen Seite und den überlasteten sozialstaatlichen Pflegeeinrich-

tungen auf der anderen. Denn wer kümmert sich um alte Menschen, die keine Kinder in der Nähe haben und in Nöte geraten, wie in diesen Wochen? Über ehrenamtliche Hilfe allein lässt sich das Problem nicht lösen. «Ich glaube, es ist für eine moderne Gesellschaft gar nicht anders zu bewältigen, als dass die Menschen auf Basis einer Verpflichtung, die nicht blutsabhängig ist, füreinander eintreten.»

Vielen wäre schon geholfen, wenn sie überhaupt Freunde hätten. In den Niederlanden gibt es Freundschaftsprogramme, um ältere Frauen vor dem Alleinsein zu schützen. «Die Teilnehmerinnen bekommen sogar Hausaufgaben auf», sagt Nan Stevens von der Radboud Universität Nijmegen, die das Programm entwickelt hat. «Sie müssen losziehen und bis zur nächsten Stunde eine neue Person kennenlernen.» Den positiven Effekt auf die Stimmung der Teilnehmerinnen konnte Stevens in Studien zeigen.

Auch Psychotherapeut Wolfgang Krüger versucht, die Kunst der Freundschaft in seinen Kursen zu vermitteln. «Sie müssen das genauso ernst nehmen, wie wenn Sie ins Fitnessstudio gehen», sagt er und empfiehlt, sich mindestens eine Stunde pro Woche Zeit für einen Freund zu nehmen. «Es gibt viele Bücher darüber, wie man eine Partnerschaft belebt. Warum werben wir nicht herzlicher um unsere Freunde?» Krüger schlägt vor, auch mal etwas Ungewöhnliches zu tun, etwa eine Art Liebesbrief zu schreiben: «Das sind die Gründe dafür, dass du mir so viel bedeutest – darum bist du mein bester Freund.» Ein Bekenntnis zu wahrer Freundschaft – was für eine schöne Idee. ○

© DIE ZEIT, Michael Heck



CLAUDIA WÜSTENHAGEN (*1979) ist Redaktionsleiterin des Gesundheitsmagazins *ZEIT Doctor*. Diesen Artikel schrieb sie für *Die Zeit*.



Pflanze unter Wärmeflies, Terrasse.

Unter Beobachtung

In Krisenzeiten werden Entscheidungen gefällt, die unsere Zukunft weit darüber hinaus prägen könnten: so etwa der Einsatz von biometrischen Technologien, die eine tiefgreifende Massenüberwachung möglich machen.

YUVAL NOAH HARARI

Die Menschheit erlebt gerade eine globale Krise, vielleicht die grösste Krise unserer Generation. Die Entscheidungen, die wir in der Not treffen, prägen die Welt wohl auf Jahre hinaus. Sie ändern nicht nur unser Gesundheitssystem, sondern auch die Wirtschaft, die Politik und die Kultur auf lange Sicht. Doch auch wenn wir in solchen Momenten rasch und mutig handeln müssen. Wir sollten trotzdem an die langfristigen Konsequenzen unserer Taten denken.

Denn: Wählen wir in akuter Bedrohung, müssen wir uns nicht nur fragen, wie wir diese bekämpfen können, sondern auch, in welcher Welt wir leben wollen, wenn der Sturm der-einst vorüber ist. Ja, jeder Sturm zieht vorbei, die Menschheit wird neuerlich davonkommen, die meisten überleben – wir alle leben dann in einer anderen Welt. Und viele Massnahmen, die wir in der Not treffen, verfestigen sich nun im Alltag zu neuen Gegebenheiten.

Das haben Krisen so an sich: Sie spulen historische Prozesse im Schnellgang vorwärts. Entscheidungen, die in normalen Zeiten jahrelange Diskussionen brauchen, fallen innert Stunden. Unausgereifte, ja sogar gefährliche Technologien kommen zum Einsatz, weil Nichtstun das grössere Risiko wäre. Staaten dienen urplötzlich als Versuchsfelder in grossangelegten sozialen Experimenten. In normalen Zeiten würden sich Regierungen, Behörden und Unternehmen nie darauf einlassen. Aber Krisen sind keine normalen Zeiten. In der Corona-Krise sahen wir unter anderem vor diese Entscheidung gestellt: jene zwischen totalitärer Überwachung und republikanischer Ermächtigung der Bürger.

Komplette Überwachung

Um Epidemien zu stoppen, wie es aktuell der Fall ist, müssen sich ganze Bevölkerungen an strenge Regeln halten. Um dies durchzusetzen, steht Regierungen unter

anderem folgende Methode zur Wahl: Sie überwachen die Leute und bestrafen die Unfolgsamen. Das ist heute dank moderner Technik möglich. Zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte lassen sich alle Menschen rund um die Uhr überwachen.

Vor fünfzig Jahren war das noch Zukunftsmusik. Der sowjetische Geheimdienst KGB musste sich auf menschliche Agenten und Analysen verlassen, um die 240 Millionen Bürger zu verfolgen, und er konnte die gesammelten Informationen auch nicht effektiv verarbeiten. Er verfügte dazu schlicht über zu wenig Leute. Jetzt aber brauchen die Regierungen keine Agenten aus Fleisch und Blut mehr, sie nutzen allgegenwärtige Sensoren und allmächtige Algorithmen.

Im Kampf gegen das Coronavirus setzten bereits mehrere Regierungen, vor allem die chinesische, die neuen Überwachungstechniken ein. Mit dem Monitoring aller Smartphones greift die chinesische Regierung auf Millionen von Kameras mit Gesichtserkennungs-Tools zu und hat die Leute dazu gezwungen, ihre Körpertemperatur und ihren Gesundheitszustand zu melden. Die Behörden können so nicht nur Verdachtsfälle von Virusträgern erkennen, sondern all deren Bewegungen und all deren Kontaktpersonen festhalten. Mehrere Apps warnen die Bürger vor dem Kontakt mit infizierten Personen.

Diese Technik kommt nicht nur im Fernen Osten zum Einsatz. Auch der israelische Ministerpräsident Benjamin Netanjah ermächtigte den Geheimdienst, Überwachungsinstrumente, die er gewöhnlich für den Kampf gegen Terroristen braucht, zum Tracken von Viruskranken zu verwenden. Als sich die zuständige Parlamentskommission weigerte, diese Massnahme zu bewilligen, rammte Netanjah sie mit einem «Notstandserlass» durch.

Die Leute zwischen Freiheit und Gesundheit wählen zu lassen, ist aber heikel.

Hautnahe Kontrolle

Dagegen lässt sich einwenden, das alles sei nichts Neues. Bereits zuvor setzten Regierungen und Konzerne ausgeklügelte Techniken zum Monitoring und zur Manipulation der Menschen ein. Wenn wir aber nicht aufpassen, könnte die Corona-Pandemie zur wichtigen Wasserscheide in der Geschichte der Überwachung werden. Sie könnte den Einsatz von Massenüberwachung in Ländern durchsetzen, die sie bisher ablehnten. Und weit bedeutender: Sie könnte eine dramatische Transition von der Überwachung «über der Haut» zu jener «unter der Haut» einläuten. Wenn mein Finger bisher den Bildschirm meines Smartphones berührte und einen Link anklickte, wollte die Regierung bislang wissen, was genau ich da suchte. Nun ist sie an der Temperatur meines Fingers und dem Blutdruck unter seiner Haut interessiert.

Wollen wir aber herausfinden, wo genau die Überwachung steht, stossen wir an Grenzen. Denn niemand weiss, wie genau wir überwacht werden – und schon gar nicht, wozu das in den nächsten Jahren führt. Die Überwachungstechnik entwickelt sich rasend schnell, und was heute als aufregende Science-Fiction erscheint, erweist sich morgen bereits als kalter Kaffee. Was also, wenn SIE unsere Emotionen lesen? Stellen wir uns eine hypothetische Regierung vor, die jeden Bürger dazu zwingt, ein Armband zu tragen, das rund um die Uhr seine Körpertemperatur und seinen Blutdruck misst. Alle Daten werden von den Algorithmen der Regierung gehortet und ausgewertet. Sie wissen also, dass ich krank bin, bevor ich es selber weiss – und sie wissen auch, wo ich mich aufhalte und wen ich treffe. Damit lassen sich beispielsweise Übertragungsketten von Krankheiten drastisch verkürzen oder sogar unterbrechen. Das tönt wunderbar, oder nicht?

Das Problem ist jedoch, dass damit ein furchtbares neues Überwachungssystem legitimiert wird. Wer zum Beispiel weiss, dass wir auf einen Link von Fox News klicken und nicht auf einen von CNN, der erfährt etwas über unsere politischen Ansichten und vielleicht sogar unsere persönlichen Einstellungen. Aber wer überwachen kann, was mit der Körpertemperatur, dem Blutdruck und dem Herzschlag geschieht, wenn ich das Video anschau, der kann irgendwann auch erkennen, was mich zum Lachen oder zum Weinen bringt und was mich richtig wütend macht. Wir müssen daran denken, dass Ärger und Freude, Liebe und Langeweile biologische Phänomene sind wie Fieber oder Husten. Und dass dieselbe Technologie, die Erkältungen erkennt, auch Gelächter erkennen kann.

Will heissen: Greifen Konzerne und Regierungen unsere biometrischen Daten in Massen ab, lernen sie uns besser kennen, als wir uns selber. Sie können in der Folge nicht nur unsere Gefühle identifizieren, sondern auch manipulieren – und uns andrehen, was sie wollen, ob Produkt oder Politiker.

Solch biometrisches Monitoring würde das Daten-Hacking von Cambridge Analytica wie ein Relikt aus der Steinzeit aussehen lassen. Sie zweifeln? Stellen Sie sich Nordkorea im Jahr 2030 vor, wenn jede Bürgerin, jeder Bürger rund um

die Uhr ein Armband tragen muss. Wer nun die Rede des Grossen Führers anhören muss und in Rage gerät, ist erledigt. Denn sein Armband verrät diesen Menschen.

Notstände sind hartnäckig

Natürlich lässt sich einwenden, die biometrische Überwachung werde einzig als temporäre Massnahme genutzt, um eine Krise zu überstehen. Danach werde sie wieder aufgehoben. Temporäre Massnahmen aber haben die Eigenheit, Notstände zu überdauern, weil ja stets ein neuer am Horizont droht. Mein Heimatland Israel rief beispielsweise während seines Unabhängigkeitskriegs von 1948 den Notstand aus. Er rechtfertigte eine lange Reihe temporärer Massnahmen, von der Pressezensur und der Landkonfiskation bis hin zu speziellen Prozeduren in der Zubereitung von Pudding (kein Witz). Der Unabhängigkeitskrieg ist schon lange gewonnen, der Notstand aber wurde nie aufgehoben. Israel hat viele «temporäre» Massnahmen dieser Jahre nie zurückgenommen. Immerhin, gnädigerweise, endete 2011 das Dekret zum Notstands-Pudding.

Gut möglich also, dass datenhungrige Regierungen bald argumentieren, sie brauchten die biometrischen Überwachungssysteme weiterhin – weil sie weitere Wellen fürchten, sie einen neuen Ebola-Stamm irgendwo in Afrika ausmachen oder was auch immer. In den letzten Jahren tobte eine gewaltige Schlacht um unsere Privatsphäre – die Coronavirus-Krise könnte zu ihrem Wendepunkt geraten. Denn Menschen, die zwischen Freiheit und Gesundheit wählen müssen, entscheiden sich gewöhnlich für die Gesundheit.

Die Leute zwischen Freiheit und Gesundheit wählen zu lassen, ist aber heikel. Ja vielmehr, die Wahl ist die Wurzel des Problems. Denn die beiden Werte stehen nicht im Widerspruch. Wir können und sollten sehr wohl Privatheit und Gesundheit zeitgleich geniessen. Denn wir können unsere Gesundheit schützen und Epidemien stoppen, ohne dass uns ein totalitäres Überwachungsregime aufgezwungen wird. Dazu braucht es kein zentralisiertes Monitoring und drakonische Strafen. Kennen die Bürgerinnen und Bürger die wissenschaftlichen Fakten und glauben sie den Regierungen, dass sie ihnen die erforderlichen Fakten offenlegen, dann tun sie das Richtige, ohne dass ihnen Big Brother über die Schulter schaut. Eine eigenverantwortliche, aufgeklärte Bevölkerung bringt gewöhnlich viel mehr zustande als eine unwissende, gegängelte.

Nehmen wir zum Beispiel das Waschen der Hände mit Seife, an das uns die Corona-Krise erinnert hat. Diese Massnahme war eine der grössten Fortschritte in der Geschichte der Hygiene und rettete jedes Jahr Millionen von Leben. Wir finden sie selbstverständlich, dabei erkannten Wissenschaftler erst im 19. Jahrhundert, wie wichtig es ist, die Hände mit Seife zu waschen. Vorher gingen sogar Ärzte und Krankenschwestern von einer Operation zur anderen, ohne es zu machen. Dank Corona waschen sich wieder Milliarden von Menschen täglich die Hände, nicht weil sie die Seifenpolizei fürchten, sondern weil sie die Fakten kennen. Weil sie von den Viren und den

Bakterien gehört haben. Sie haben verstanden, dass diese winzigen Organismen Krankheiten verursachen können und dass Seife diese beseitigen kann.

Fakten und Vertrauen sind zentral

Um solche Kooperationen zu erreichen, braucht es Vertrauen. Die Menschen müssen der Wissenschaft, den Behörden und den Medien vertrauen. In den letzten Jahren haben manche Politiker dieses Vertrauen in die Wissenschaft, in die Behörden und in die Medien aber bewusst untergraben. Jetzt könnten dieselben Politiker in Versuchung geraten, die Schnellstrasse zum autoritären Staat auszubauen – indem sie behaupten, sie könnten nicht darauf vertrauen, dass die Leute aus Selbstverantwortung das Richtige tun.

In normalen Zeiten lässt sich Vertrauen, das über Jahre untergraben worden ist, nur langsam neu aufbauen. Aber in Krisen ändert sich das Denken manchmal erstaunlich schnell. Wir können uns mit unseren Geschwistern über Jahre bitter streiten, geraten wir aber in irgendeine Not, finden wir ein verstecktes Reservoir von Vertrauen und Zuneigung und eilen einander zu Hilfe. Übertragen heisst das: Wir müssen kein Überwachungsregime einführen, stattdessen können wir das Vertrauen der Menschen in die Wissenschaft, die Behörden und die Medien zurückgewinnen. Dafür ist es nie zu spät.

Selbstermächtigung statt Fremdkontrolle

Selbstverständlich sollten wir neue Technologien einsetzen, aber sie müssen die Bürger selber ermächtigen, die Daten zu nutzen. Ich überwache gerne meine Körpertemperatur und meinen Blutdruck, aber die gesammelten Werte dürfen nicht dazu dienen, einen allmächtigen Staat zu schaffen. Im Gegenteil, die Daten sollten mich dazu befähigen, dank mehr Information bessere Entscheidungen für mich selber zu treffen – und auch die Regierung für ihre Entscheidungen zur Verantwortung zu ziehen.

Denn könnte ich meinen Gesundheitszustand rund um die Uhr beobachten, würde ich nicht nur erfahren, ob ich für andere Leute zum Risiko geworden bin. Ich würde auch erkennen, welche Verhaltensweisen sich günstig auf meine Gesundheit auswirken. Und bekäme ich verlässlich Zugang zu Statistiken, könnte ich beurteilen, ob mir die Regierung die Wahrheit sagt – und ob sie im Kampf gegen die Epidemie die richtigen Massnahmen trifft. ○



Zur Person

Prof. **YUVAL NOAH HARARI** (*1976) gehört zu den gefragtesten Intellektuellen der Gegenwart. Er wurde 1976 in Haifa, Israel, geboren und bekam 2002 einen Dokortitel der Universität Oxford verliehen. Gegenwärtig ist er Dozent für Geschichte an der Hebräischen Universität Jerusalem. Darüber hinaus ist er Bestsellerautor, unter anderem von *Eine kurze Geschichte der Menschheit*, *Homo Deus: Eine kurze Geschichte von morgen* und *21 Lektionen für das 21. Jahrhundert*. Seine Bücher haben sich weltweit über 25 Millionen Mal verkauft.

Technik mit Zukunft

Forscher und Entwickler aus acht Ländern entwickeln die technisch effizienten Tracking-Apps für Smartphones, darunter die Schweiz. Ziel war ursprünglich ein datenschutzkonformer und gezielter Schutz vor dem Coronavirus. Die Forschungsarbeiten finden im Rahmen der Pan-European Privacy Preserving Proximity Tracing-Initiative (PEPP-PT) statt. Wie die Verantwortlichen bekräftigen, soll das daraus entwickelte System dereinst mit anonymisierten Daten arbeiten. Die Initiatoren sehen ihre Bemühungen «in voller Übereinstimmung mit der europäischen Datenschutzgrundverordnung». Tracking-Apps sollen ihre Benutzer warnen, wenn sie Kontakt mit Infizierten hatten. Die Betroffenen könnten sich dann umgehend zu Hause isolieren sowie einen Test auf Ansteckung in die Wege leiten.

Das Bundesamt für Gesundheit hat im Kampf gegen die Pandemie Standortdaten von Handys genutzt. Die anonymisierten Daten stammten von Swisscom, damit wurden die Reiseaktivitäten der Bevölkerung abgebildet. Wie eine Umfrage ergab, befürwortet die Bevölkerung solche Massnahmen: 69 Prozent der Befragten sagten eher oder klar ja zur staatlichen Auswertung von Smartphones in Krisenzeiten.

Bundesrat Alain Berset fordert nun eine Debatte über einen breiteren Einsatz dieser Technologie. Es müsse darüber diskutiert werden, der Bevölkerung die Möglichkeit zu geben, freiwillig persönliche Informationen zu teilen, die es den Behörden ermöglichen, die Entwicklung einer Epidemie zu verfolgen.

Ich, Thomas

Was passiert mit Menschen, wenn Ablenkung unmöglich wird und sie auf sich selber zurückgeworfen werden? Sie lernen sich neu kennen – so auch Schriftsteller Thomas Meyer.

Mein Name ist Thomas Meyer, ich bin 46 Jahre alt und von Beruf Schriftsteller. Ich schätze mich glücklich, dass ich von dieser Tätigkeit leben kann, seit vor acht Jahren mein erstes Buch erschienen ist. Gern verrate ich Ihnen, wie das genau geht: Ich verdiene mein Geld a) durch Tantiemen, also die Anteile aus den Buchverkäufen, b) durch Lesungshonorare und c) durch Aufträge wie diesen hier. Dieses Drei-Säulen-Modell funktioniert, weil ich a) vor allem von meinem ersten Buch ziemlich viele Exemplare verkauft habe, b) ziemlich oft zu Lesungen eingeladen werde – über 350 Mal in den letzten acht Jahren – und c) regelmässig für Magazine schreiben darf. Ich weiss, dass das alles nicht selbstverständlich ist, und bin allen, die dazu beitragen, jeden Tag von neuem dankbar. Sonst müsste ich mir wieder einen Job in der Werbung suchen, und das würde ich gern vermeiden.

Von der Bühne aufs Sofa

Anders als ein Fotostativ, das seine drei Beine braucht, um stehen zu können, kann ich auch noch existieren, wenn eine dieser drei Einkommenssäulen absinkt. Mal gibt es weniger Lesungen, mal verkaufe ich weniger Bücher, mal schreibe ich weniger Texte. Zwar bekommt mein Sohn dann weniger Pokémon-Karten, aber wir hungern nicht. So ist es Mitte März geschehen; alle bevorstehenden Lesungen wurden aufgrund der Corona-Pandemie abgesagt. Ich war nicht unglücklich darüber, obwohl es sich um mehr als 20 Auftritte handelte, denn es lagen gerade deren 70 hinter mir, absolviert in den sechs Monaten seit Erscheinen meines letzten Romans. Ich war mit den Kräften längst am Ende. Die wenigen Tage, die ich zwischen meinen Reisen quer durch Deutschland zuhause verbrachte, lag ich meist erschöpft im Bett. Meine Freundin fragte besorgt, ob ich nicht ein paar Lesungen absagen wolle. Komme nicht in Frage, entgegnete ich, während ich trotzig meine Hemden bügelte, um mich für die nächste Tour bereitzumachen, schliesslich lebte ich von den Lesungen und könne es mir nicht leisten, die Veranstalter durch Verschiebungsgesuche zu vergrätzen.

Ha, sagte meine Freundin daher erleichtert, als Covid-19 mich in Zwangsurlaub schickte. Ich wusste jedoch nichts mit mir und der plötzlichen Leere anzufangen und fing nach zwei Tagen an, via Twitter Lesungen in meiner Küche abzuhalten, dem Beispiel des Pianisten Igor Levit und des Schriftstellers Saša Stanišić folgend, allerdings wesentlich weniger erfolgreich als die beiden: Meine erste Online-Lesung wurde von 1000 Menschen angesehen, die fünfte noch von 300. Während ich mich panisch fragte, was ich tun könnte, um mehr Leute zu erreichen, und vor allem: was ich als Nächstes schreiben könnte, aus welchem Stoff ich einen neuen Bestseller machen könnte, merkte ich, dass ich gar keine Lust dazu hatte. Ich wollte weder vorlesen noch schreiben, kein einziges Wort mehr. Ich wollte nur noch dasitzen und schweigen und nichts tun, mindestens ein halbes Jahr lang. Meine innere Welt entsprach exakt jener im Aussen, die ebenfalls komplett zum Erliegen gekommen und ganz still geworden war. Ich staunte über diese Gleichzeitigkeit.

Ruhe – drinnen und draussen

So hart die Pandemie die Welt getroffen hat – der Lockdown war für mich persönlich ein grosser Segen. Ich hätte genauso weitergemacht: Trotz meiner Erschöpfung hätte ich artig die anstehenden Lesungen absolviert und obendrein jede neue Einladung angenommen. Ich wäre weiterhin von Stadt zu Stadt gereist, hätte weiterhin jeden Abend die Menschen zum Lachen und Nachdenken gebracht – was ich wirklich fürs Leben gern mache, das ist ja das Fatale daran – und wäre wohl irgendwo zwischen Mannheim und Bielefeld zusammengebrochen. Und überrascht gewesen, wie das bloss hatte passieren können.

Erst, indem ich zuhause sass und nichts tat, weil es nichts zu tun gab, merkte ich, dass es längst zu viel gewesen war, und dass ich nicht ein paar Tage Erholung nötig hatte, sondern ein paar Monate. Ganz glauben mochte ich es allerdings noch immer nicht, weswegen ich meinen Hausarzt aufsuchte, um ihn zu fragen, wie es sein könne, dass ich in

Es ist nicht richtig und darf nicht normal sein, den Planeten, die Tiere und andere Menschen auszubeuten.

sechs Monaten neun grippale Infekte hatte (ich bin einer dieser Leute, die sich etwas darauf einbilden, «grippaler Infekt» statt «Erkältung» zu sagen, aber das nur am Rand). Mein Hausarzt sah mich besorgt an, und weil ich nicht nur einen Hang zur Selbstüberforderung habe, sondern auch noch einen zur Hypochondrie, befürchtete ich bereits eine Reihe von Bluttests mit schockierenden Ergebnissen. Aber der Doktor sagte bloss: «Herr Meyer, Sie sind überarbeitet. Bleiben Sie zuhause. Das müssen Sie ja jetzt sowieso. Und gehen Sie laufen, das wird Ihr Immunsystem stärken.»

Gefallen am Gefallen

Also blieb ich zuhause und ging laufen. Und wie ich da so in meinem Quartier zwischen den Mehrfamilienhäusern herumjoggte, fragte ich mich: Sag mal, Meyer, warum machst du das eigentlich? Es ist ja durchaus schön, selbstständig zu sein und sein Geld zu verdienen, indem man Bücher schreibt und aus ihnen vorliest, aber offenbar gibt es ein gesundes Mass, und offenbar hast du überhaupt kein Gefühl dafür – warum? Wieso nimmst du so wenig Rücksicht auf dich? Was bringt dich dazu, dir diesen Druck aufzuerlegen?

Bald erkannte ich die unschöne Wahrheit: Ich verausgabte mich nicht, weil ich damit Geld verdiene und weil es eine tolle Art ist, zu arbeiten. Das sind bloss angenehme Nebenwirkungen. Ich verausgabte mich, weil ich will, dass ich wahrgenommen und anerkannt, kurz: geliebt werde. Oder etwas fachmännischer ausgedrückt: Mein Selbstwert ist externalisiert. Er hängt, zumindest zu einem wesentlichen Teil, von der Reaktion auf mich ab. Das ist nicht gut.

Es ist mir auch nicht neu. Ich übe mich schon länger in Selbstliebe. Aber allem Anschein nach bin ich auf diesem Weg doch noch nicht so weit wie gedacht. Meine Aufgabe besteht also nicht darin, mir zu überlegen, was ich als Nächstes tun muss, damit andere mich gut finden, sondern mich selbst gut zu finden, unabhängig von irgendeiner Leistung. Also setzte ich mich auf mein Sofa und beschloss, zumindest vorläufig kein Schriftsteller mehr zu sein, sondern einfach Thomas Meyer.

Tarnnetz ist weg

In meinem Bekanntenkreis spielten sich ähnliche Prozesse ab. Bei allen zeigte sich, dass das, was die Werbung als «aktiven Lifestyle» verkauft, erhebliches Ablenkungspotential besitzt – und, wenn der Lifestyle wegen einer Pandemie wegfällt, erhebliches Aufdeckungspotential. Es war, als hätte dieses Virus ein schrill bedrucktes Tarnnetz weggerissen, unter dem sich nun allerlei interessante Problemstellungen offenbarten: Beim einen war es die Wut über selbstverschuldete Einsamkeit. Bei einer anderen die Einsicht, dass sie sich keine richtige Beziehung zutraute, nur die Rolle der heimlichen Geliebten. Ein dritter wiederum entbrannte in Rachsucht, weil seine Ex-Partnerin in einer harmonischen Beziehung lebt. Bei allen ging es um Selbstliebe und die interessante Frage, warum man sie sich verweigert. Dass in diesen Tagen noch mehr getrunken wurde als sonst schon, verwundert nicht.

Diese Diskussion ist aber keine individuelle. Es geht nicht um mich und meine Freunde und deren Freunde. Es geht um uns alle. Covid-19 hat uns als Kollektiv ausgebremst: unser Konsumieren, unser Reisen, überhaupt unser ständiges Herumrennen, -fahren, -fliegen sowie unser zwanghaftes Streben nach Profit und Erfolg. Covid-19 hat alles umgekehrt: Was uns als richtig und normal erschien, erweist sich als unwichtig und pervers. Es ist nicht richtig und darf nicht normal sein, den Planeten, die Tiere und andere Menschen auszubeuten. Viele jammern laut über den wirtschaftlichen Schaden, aber genau dieser Fokus auf das Geld ist ja das Problem: Unsere Gier danach ist immer grösser geworden und in der Folge auch der Schaden, den wir an der Umwelt, unseren Beziehungen und unseren Seelen und Körpern angerichtet haben.

Ich hoffe sehr, dass wir die Dinge, die wir in diesen Tagen erkennen, nicht sogleich wieder vergessen, kehrt die Normalität in aller Leben zurück. Ich hoffe sehr, dass die Welt, in die wir zurückkehren, eine andere sein wird als jene, die wir zurückgelassen haben und die wir uns wirklich nicht zurückwünschen sollten, denn sie war hart und kalt und ohne Herz. Ich hoffe, dass wir unser Stimm- und Wahlrecht richtig wahrnehmen und uns für einen gerechten, sozialen, starken, umweltbewussten Staat einsetzen. Ich hoffe, dass wir in diesen Tagen Demut lernen und sie nachher auch beherrschen. Ich hoffe das sehr. Aber ich habe an mir selbst gesehen, wie schwierig es ist, wahre Liebe walten zu lassen. Sie erfordert Mut und Ehrlichkeit. ○



Foto: Lukas Lienhard

Zur Person

THOMAS MEYER, geboren 1974 in Zürich, arbeitete nach einem abgebrochenen Jurastudium als Texter in Werbeagenturen und als Reporter auf Redaktionen. 2007 machte er sich selbstständig. Sein Roman *Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse* wurde zu einem Best- und Longseller, die Verfilmung *Wolkenbruch* (2018) war ein grosser Kinoerfolg. Vergangenes Jahr hat er an seinem Erfolgsroman weitergeschrieben (*Wolkenbruchs waghalsiges Stelldichein mit der Spionin*). Im August erscheint im Diogenes-Verlag sein erstes Kinderbuch. Thomas Meyer lebt in Zürich.



Fussteil Lidoliege, Garten.

Brauch aller Bräuche

**Das Tragen von Masken soll uns vor Unheil bewahren.
Der Schutz verändert aber auch, wie wir uns begegnen.**

TILMAN ALLERT

Der Gruss ist jenseits seines Eingebettetseins in die Routinen des Alltagslebens eine elementare soziale Tatsache. Als Grundlage jeden sozialen Austauschs strukturiert er Anfang und Ende einer Begegnung, sei es die arbeitsteilig vorgesehene Kooperation, sei es die ephemere, gleichsam praxislose Praxis des Erkennens und Wiedererkennens in flüchtigen sozialen Kontakten.

Zum Sprechen bringen

Die Normierungen des Grüssens unterscheiden sich von Kultur zu Kultur. Im Zentrum steht – evolutionsgeschichtlich der Entwicklung zum aufrechten Gang und damit der Freisetzung des Auge-Hand-Feldes geschuldet – die Sprache. Ihr wird auferlegt, die im Grüssen kaum sichtbare, das Handeln der Beteiligten latent bestimmende Aversion – man weiss nicht, was geschieht, man weiss nicht, was diesmal geschieht, man weiss nicht, was in dieser Situation geschieht – minimal zu moderieren.

Das Wort «Grüssen» leitet sich von «Zum Sprechen bringen» ab. Die Situationsunsicherheit, in der Menschen sich

finden, die einander grüssen, wird wenigstens relativ behoben, wenn die Beteiligten Status und Handlungsbereitschaft artikulieren. Zentral wird hierbei die Kommunikation der Friedfertigkeit, genauer: die Verpflichtung und Selbstverpflichtung auf Friedfertigkeit. «Shalom, Friede sei mit dir», heisst es zuallererst – nur Razzia oder Überfall bilden davon die Ausnahme.

Ein komplexes Zusammenspiel

Zwar übernimmt es das Sprechen, den Anfang zu gestalten, aber niemals, ohne dass Mimik und Gestik dabei assistieren. Sie begründen zusammen mit dem Mund die Einheit, die es ermöglicht, in der Frontalität des Kontakts Gesprochenes zu bekräftigen, Unverständliches zu beseitigen oder auch Rätselhaftes geradezu zu erzeugen. Der französische Wangenkuss, in der modernen Gesellschaft längst internationalisiert, wäre prominentes Beispiel für eine virtuose gestische Bekräftigung des Grüssens.

An dieser Stelle beginnt die Frage nach dem Schicksal des Grusses in der durch die Corona-Krise erzwungenen

Das Grüßen hinter dem verdeckten Gesicht rückt das Ensemble von Sprache, Mimik, Gebärde und Blick in ein Ungleichgewicht.

Maxime des «Fürchte deinen Nächsten wie dich selbst». Die Maske zerstückelt die Einheit des Grüssens. Das Grüssen hinter dem verdeckten Gesicht rückt das Ensemble von Sprache, Mimik, Gebärde und Blick in ein Ungleichgewicht. In der krassesten Form der Verstellung, in der man gegenwärtig das Pflegepersonal in verschlossene Schutzanzügen infizierten Patienten begegnen sieht, schrumpft das Face-to-Face auf Bewegungsabläufe und Handreichungen.

Zustand der Entfremdung

Eine derartige Vereinfachung ist der Sondersituation, dem Kampf um Leben und Tod geschuldet und von daher legitimiert. Als ein Zustand der Entfremdung setzt dies allerdings den Beteiligten arg zu. Im therapeutischen Arbeitsbündnis beschwört dies die Gefahr herauf, den Eindruck einer unechten Begegnung zu hinterlassen – mit Verdacht oder auch Apathie als deren Ausdrucksform – und gerade dadurch das stillschweigende Abkommen des Betreuungsauftrags zu sabotieren, in der Zuspitzung der Intensivstation um die Würde des Sterbens als den letzten Moment des würdevollen Lebens zu ringen.

Allerdings ist jenseits der Extremsituation der Betreuung von Kranken das Grüssen dadurch gefährdet, dass es wichtiger eingeübter mimischer Medien der Disambiguierung beraubt ist. Zwar steht nicht zu befürchten, mit Adorno formuliert, dass das Coronavirus das Lächeln konfisziert. Mehrdeutigkeiten jedoch bleiben bestehen und überlagern die Situationswahrnehmung der Beteiligten. Strapaziös wird die Kommunikation dadurch, dass die Beteiligten sich zwar darauf verlassen können, sich in gewohnten Bahnen zu bewegen, allerdings in einer Atmosphäre, die mit der Ungewissheit vergleichbar ist, die Vermummungen auslösen. Die Kommunikation, näher am Verdacht, bürdet erhöhte Anstrengungen auf, Misstrauen in Vertrauen zu überführen. Die Simplifikation des Sozialen (Rudolf Stichweh) konfrontiert die Interaktionsordnung mit dem Gegenteil, mit Komplexitätszuwachs.

Spuk des «Heil Hitler»

Werden sich die Menschen an das Verbergen des Gesichts und das maskierte Grüssen gewöhnen? Grussregeln sind jenseits ihrer elementaren Bedeutung des

Grüssens für den menschlichen Austausch konventionalisierte soziale Regeln. Sie werden früh erworben, sind stark verinnerlicht, unterscheiden sich von Generation zu Generation, kennen regionalspezifische Färbungen und werden zumeist situationsspezifisch variiert. Die Geltungskraft der durch die Infektionsgefahr auferlegten und möglicherweise sogar mit scharfen Sanktionen kontrollierten Regeln ist zeitlich begrenzt und hebt sich von den verinnerlichten Gewohnheiten des Grüssens ab – weit entfernt davon, zu «Brauch, Sitte oder Konvention» (Max Weber) zu werden.

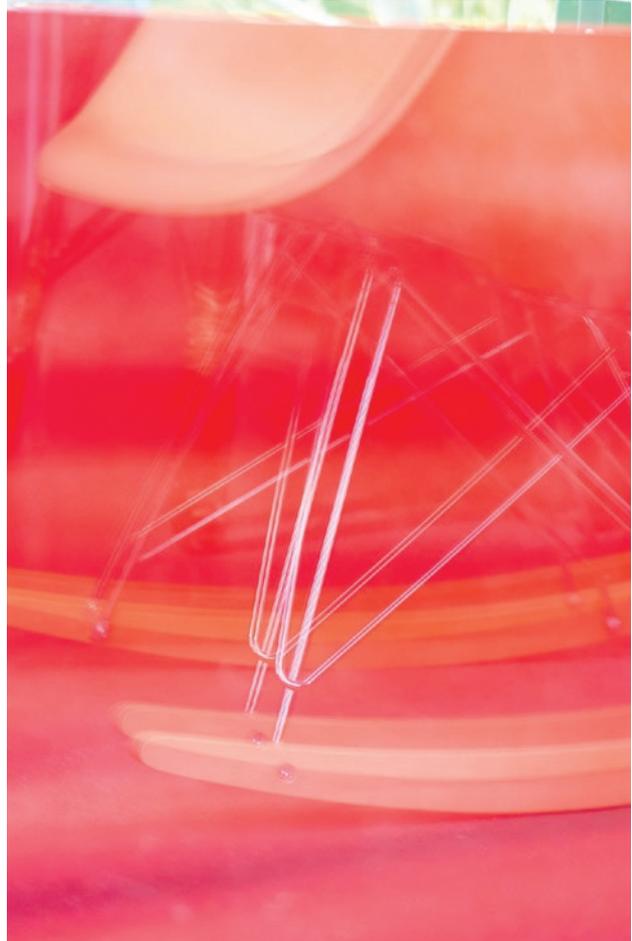
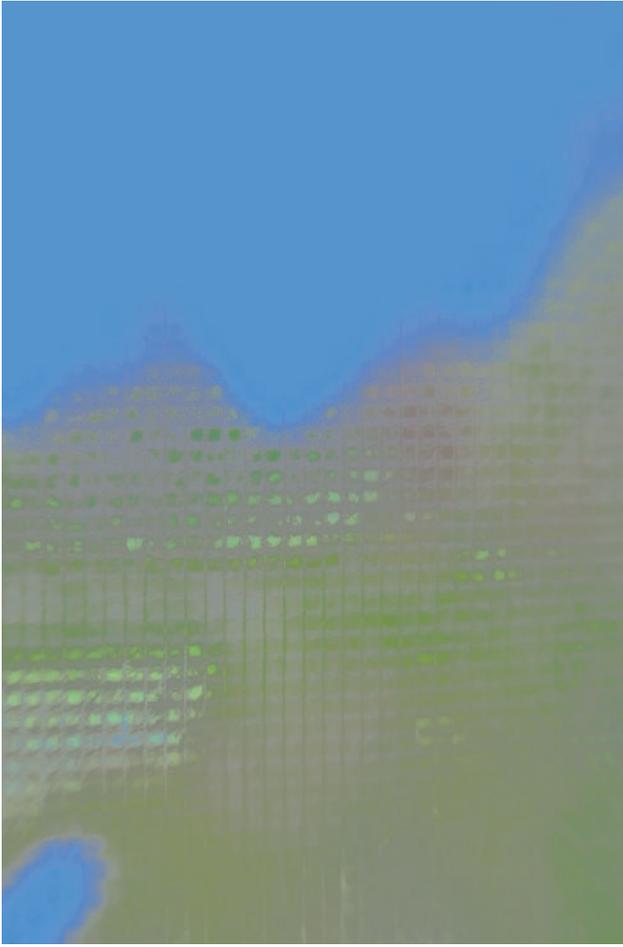
Die Frage, ob mit einer Veränderung der Grusspraxis im Anschluss an die Corona-Pandemie zu rechnen ist, ob also der Verdacht zum Ethos des Anfangs gehören wird, legt einen Blick auf die deutsche Geschichte nahe. Sie kennt die kollektive Erfahrung einer gespenstischen Gruss-transformation in kürzester Zeit. Der Konformitätsdruck des nationalsozialistischen Regimes, mit dem Befolgen des «Deutschen Grusses» Zustimmung zu signalisieren, hatte im Jahr 1933 nach der Machtergreifung Hitlers binnen weniger Wochen die Vielfalt des Grüssens beseitigt. Die Bereitschaft, sich den Spuk des «Heil Hitler» zu eigen zu machen, setzte dreierlei voraus: kollektive Entwürdigung, unvorstellbare ökonomische Not – und beides gebündelt in einer Messias-Erwartung.

Von dergleichen ist die derzeitige Situation in jeder Hinsicht weit entfernt: Eliten wie Nichteliten haben sich darauf eingestellt, die Pandemie in ihren Folgen für die Lebensführung als schicksalhaft anzunehmen und im Katastrophischen dennoch den Gestaltungswillen nicht aufzugeben. Die eingetretenen Belastungen werden in ihrem Zustandekommen nicht sozial zugerechnet und darüber hinaus als vorübergehend verstanden. Die Zuversicht in das Vermögen, mit eigenen Kräften das erreichte zivilisatorische Niveau einer durch Vertrauen bestimmten Solidarität zu erhalten, umfasst auch und trotz der situativen Verkehrung das kommunikative Format des Grüssens.

Was im Moment kaum noch vorstellbar scheint: dass die Maske allein dem Auftritt in der fünften Jahreszeit vorbehalten bleibt. O



Prof. **TILMAN ALLERT** (*1947) ist Professor emeritus für Soziologie und Sozialpsychologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Zuletzt von ihm erschien 2017 im S.-Fischer-Verlag: *Gruss aus der Küche. Soziologie der kleinen Dinge.*



Oben: Baumkrone hinter Tuch, Garten; Spiegelung Schaukelstuhl, Wintergarten.
Unten: Sitzkissen mit Lichtpunkten, Esstisch; Computerkabel, Büro.

Wir, zusammen!

Wächst unsere Solidarität nachhaltig an Krisen? Ein Gespräch mit Sozialwissenschaftler Heinz Bude.

Interview **MARKUS C. SCHULTE VON DRACH**

Regierungen weltweit schränkten wegen der Corona-Pandemie das öffentliche und das soziale Leben ein. Aber überall fanden Menschen zusammen, die anderen halfen oder sich in Online-Aktionen beistanden. Heinz Bude ist Professor für Makrosoziologie an der Universität Kassel und damit Fachmann für die Soziologie von Gesellschaften. In seinem Buch *Solidarität* äussert er die Hoffnung, dass diese «grosse Idee» eine grosse Zukunft hat.

Was sagen Sie zum Verhalten der Menschen in der Corona-Krise? Stimmt Sie das, was wir darin beobachteten, optimistisch oder pessimistisch?

HEINZ BUDE: Ich fühle mich bestätigt in dem, was ich in meinem Buch geschrieben habe. Die Quelle der Solidarität hat sich geändert. Sie ist nicht mehr die Erfahrung von Ausbeutung oder Unterdrückung, wie das Karl Marx und in seinem Gefolge die politische Linke sah. Heute ist die Grundlage das Empfinden von Verwundbarkeit – und zwar jeder einzelnen Person und damit aller Menschen. Das ist die Erfahrung mit dem Coronavirus, die alle trifft. Solidarität erwächst dann nicht aus dem Kampf der Benachteiligten gegen die Privilegierten, sondern aus der wechselseitigen Hilfe von Gleich zu Gleich.

Junge Menschen gingen für ältere einkaufen, manche waren bereit, auf Kinder aufzupassen, die nicht in Kita oder Schule konnten...

Es hat mich auch sehr beeindruckt, wie in Italien die Menschen auf die Balkone traten und gemeinsam sangen. Das ist herzerwärmend. Man griff sich unter die Arme und machte sich gemeinsam stark.

Wir sahen aber auch leer geräumte Regale in Supermärkten. Die Hamsterer waren ja nicht gerade solidarisch.

Dahinter wirkt Angst. Die macht uns zu wilden Egoisten. Sie wirkt ansteckend und bringt Panik hervor. Das ist eigentlich verständlich. Es gibt jedoch noch ein anderes, viel unangenehmeres Gesicht der Angst: Diese renitente Sorglosigkeit, die bei den anderen die Panik erkennt, sich selbst aber für rational und realistisch hält. Dieser Hoch-

mut ist eine Abwehr von Angst, die ganz schnell von der eigenen Angst eingeholt wird. Hier steckt ein Problem: Wie können wir die Ängste der anderen respektieren, ohne uns anstecken zu lassen? Das wäre eine relativ reife Haltung, die die Gefahr ins Auge fasst, ohne sich der Angst auszuliefern.

Das Thema Solidarität war vor der Krise nicht sonderlich präsent. Wie kam es dazu?

Wir kommen aus einer langen Phase des Neoliberalismus, in der sich die Vorstellung durchgesetzt hat, dass Solidarität etwas für die anderen ist. Für die Schwachen und Ohnmächtigen, die den Sozialstaat brauchen, weil sie sich selbst nicht helfen können. Wir Kompetenten und Autonomen brauchen die Unterstützung der anderen nicht. Wir müssen der Gemeinschaft der Beitrags- und Steuerzahler nicht zur Last fallen, weil wir in der Lage sind, für uns selbst Sorge zu tragen. Eine gute Gesellschaft, so das Credo des Neoliberalismus, ist eine Gesellschaft starker Einzelner. Die Corona-Krise hat einem den Wahn dieses Selbstverständnisses zu Bewusstsein gebracht.

Wieso?

Auch diejenigen, die jeden Morgen laufen und auf ihre Ernährung achten, konnten sich mit dem Virus infizieren – und sich dann nicht mehr selbst helfen. Die Botschaft des Virus ist das Gewährwerden der eigenen Verwundbarkeit. Solidarität ist der Ausdruck des Aufeinanderangewiesenseins. Wenn die anderen weiter Party machen, nützt es nichts, dass man sich nach jedem Gang durch den Hausflur die Hände wäscht. Zwei weitere Themenkreise, in denen das Ich vor seine eigene Wand läuft, sind der Klimawandel und die Migration. Diese Probleme kann auch der Schlauste und Stärkste nicht allein lösen. Deshalb ist diese ganze Phase des Neoliberalismus mit seiner Vorstellung, der Einzelne sei nicht auf andere angewiesen, eigentlich vorbei.

Die Entwicklung geht aber doch noch immer Richtung Eigenverantwortung, Selbstmobilisierung und -vermessung. Wenn wir etwa an die Informationen denken, die Krankenversicherungen sammeln wollen, oder die wir selbst öffentlich preisgeben.

Solidarität bedeutet wechselseitige Hilfe auf Augenhöhe. Aber sie beinhaltet auch immer ein Moment der Grosszügigkeit.

Diese «granulare Gesellschaft», wie sie einst der Soziologe und Journalist Christoph Kucklick bezeichnet hat, ist zweifellos Gift für die Solidarität. Damit meinte er eine Gesellschaft, die nicht mehr grob, sondern gewissermassen feinkörnig vermessen wird. Aber: Die Ichlinge mit den Messgeräten am Armband und unter der Haut machen sich nur an sich selbst schuldig. Deshalb ist die Therapeutisierung ein Begleitphänomen der Digitalisierung. Die Millennials mit ihrer «post-pragmatischen Freude» können ein Lied davon singen. Deshalb ist Freundschaft unter jungen Erwachsenen heute der Wert aller Werte. Freundschaft ist selbstgewählte Abhängigkeit. Man sorgt sich um die Freundin und hilft dem Freund in allen Lebenslagen. Denn es geht nicht darum, was jemandem zusteht, sondern was mein Gegenüber braucht. Das ist in nuce die Formel der Solidarität.

Wird das zu wenig erkannt?

Die Linke, für die Solidarität immer noch ein wichtiger Anspruch ist, hat sich zu sehr auf die liberale Idee der Gerechtigkeit festgelegt, in der das einzelne Individuum im Zentrum steht, das das Recht auf eine förderliche Umgebung hat. Jeder soll das Anrecht auf den eigenen «Safe Space», den eigenen Schutzraum bekommen. Damit geht das Gefühl verloren, dass wir wirklich alle füreinander verantwortlich sind und gegenseitig für uns eintreten. Die Frage ist, wer das ausspricht und wie man in Solidarität vorangeht.

Wir erlitten starke Einschränkungen des öffentlichen Lebens, wirtschaftliche Einbussen, Schliessung der Grenzen, es gab sogar Ausgangssperren. Steckt in der Solidarität auch eine autoritäre Versuchung? Hat sie auch eine dunkle Seite?

Solidarität ist in der Tat ein gefährlicher Begriff. Es gibt immer die Versuchung der «exklusiven Solidarität». Solidarität zuerst für uns und erst in zweiter Linie für die anderen. Das Wir, das gleichzeitig mit dem Versprechen der Solidarität den Anspruch auf Solidarität erhebt, ist nicht selten die Nation, die Klasse, das Volk. «Inklusive Solidarität» wäre eine Solidarität, die immer offen ist für bedrängte Andere, die wir nicht kennen, die uns fremd sind und die wir möglicherweise sogar als Gegner ansehen.

Das heisst?

Solidarität bedeutet wechselseitige Hilfe auf Augenhöhe. Aber sie beinhaltet auch immer ein Moment der Grosszügigkeit. Ich gebe etwas her und kann nicht davon ausgehen, dass ich in gleichem Masse etwas zurückbekomme. Diese Frage stellt sich besonders angesichts einer Person, die zu den anderen gehört und mich auffordert, über mich hinauszugehen und mich für einen Moment von den Eigenen loszusagen. Solidarität ist kein Geschäft. Sie kostet manchmal viel und nicht so selten ist sie absolut sinnlos. Ich bin am Ende nur dann solidarisch, wenn ich ein solidarischer Mensch sein will.

Mit Blick auf globale Probleme wie Klimawandel, Pandemie, Migration muss die «inklusive» Solidarität ziemlich gross werden. Sind Sie trotzdem optimistisch?

Nein, ich bin nicht optimistisch, das wäre einfach nur eine rosa Brille; ich habe Hoffnung. Den planetarischen Gefahren, die Sie ansprechen, sind wir nur gewachsen, wenn wir die Endlichkeit unseres Planeten begreifen. Die Einheit der Welt, die dem globalen Süden wie dem globalen Norden ihren Anteil zubilligt, ist nur in Solidarität zu gewinnen. Dabei wird sich nicht nur der Norden dem Süden gegenüber, sondern vor allem der Süden dem Norden gegenüber grosszügig zeigen müssen. Wir haben nämlich nicht zu wenig, sondern zu viel Öl und Gas auf der Erde. Wie kann man nun verhindern, dass nicht gefördert wird, was vorhanden ist? Das wird nur über Entschädigungen gehen. Förderländer wie Venezuela, Russland oder Irak müssen von Deutschland, Frankreich oder den Niederlanden dafür entschädigt werden, dass sie ihr Öl und Gas in der Erde lassen. Das verlangt von beiden Seiten, dass sie im Dienste der Erde einen fairen Preis dafür finden, dass unsere Atmosphäre auf Dauer erhalten bleibt. Das ist die Solidarität, die wir alle der einzigen Erde, die wir haben, schulden. O

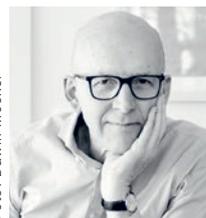


Foto: Dawin Meckel

Zur Person

«Ein Soziologe aus Leidenschaft – er betrachtet die Dinge, wie sie sind, und nicht so, wie sie sein müssten, damit sie die eigene Weltsicht bestätigen», schrieb einst ein Kritiker über **HEINZ BUDE** (*1954). Dieser lehrt seit 20 Jahren an der Universität Kassel Makrosoziologie und hat zum Thema schon mehrere Bücher publiziert: so auch *Solidarität*, erschienen 2019 im Carl Hanser Verlag. Darin appelliert der Autor an eine neue Art des Zusammenlebens und geht der Frage nach: Kann Solidarität unsere Gesellschaft vor dem Auseinanderbrechen bewahren? Seine Reflexionen über die solidarische Existenz sind gleichermaßen spannend und aufschlussreich.

DR. MARKUS C. SCHULTE VON DRACH (*1965) ist ein deutscher Journalist und Schriftsteller. Das Interview mit Heinz Bude führte er für die *Süddeutsche Zeitung*.

Einsatz fürs Ganze

Was Solidarität in der Corona-Krise bedeutete.

Eine Rückschau von **MARTIN EBEL**

Es war das Wort der Stunde, offenbar die schärfste mentale Waffe der Gesellschaft gegen den unheimlichen Feind, der sie gerade unterwandert. Solidarität wird seither wieder gepriesen, wie sie sich in der Schweiz in einer Fülle von Hilfsangeboten, organisiert auf Plattformen und in Social Media, aber auch in Form unspektakulärer Handreichungen in der Nachbarschaft zeigt (Handreichung natürlich nicht wörtlich gemeint). Solidarität wiederum wird angemahnt bei den «Uneinsichtigen», die immer noch Party feiern, und sie wird ausgespielt im bösen Spiel der Generationen: Die Jungen sollen jetzt den Alten etwas zurückgeben, die so viel für sie getan haben.

Die Solidarität führen plötzlich auch jene im Munde, für die es vorher ein sozialistisches Ekelwort war. Wahrscheinlich werden uns auch Lohnkürzungen und Entlassungen als «solidarisch» verkauft. So kann ein Begriff, der das Gemeinsame betont wie kein zweiter, schnell zum Droh- und Spaltwort werden.

Der Kampf steckt auch in seiner Geschichte. Ursprünglich ist Solidarität ein Begriff aus dem Rechtswesen (Lateinisch: «in solidum debere», für das Ganze verantwortlich sein), der die Haftung jedes Einzelnen für eine gemeinsame Schuld bezeichnet, heute meint er eher ein Gefühl: das der gemeinsamen Zuständigkeit. Volkstümlich ausgedrückt: Einer für alle, alle für einen.

Solidarität sinkt im Quadrat der Entfernung

Dieses Gefühl ist für Kleingruppen zwar ganz natürlich – die eigene Familie, in traditionellen Gesellschaften auch die Sippe, der Stamm. Für grössere, anonymere Gruppen muss es aber erst geschaffen werden. Solidarität sinkt im Quadrat der Entfernung, könnte man ein mathematisches Gesetz formulieren (auch aktuell schaut ja jedes Land nur für sich); um es auszuhebeln, braucht man eine mächtige Ideologie. Das Christentum war eine solche, und die Solidarität ist heute noch ein zentrales Element der christlichen Soziallehre (wenn auch nicht immer der gelebten kirchlichen Praxis).

Eigentlich Karriere gemacht hat der Begriff mit der Arbeiterbewegung. «Vorwärts und nicht vergessen, / worin unsere Stärke besteht! / Beim Hungern und beim Essen, / vorwärts und nie vergessen: / die Solidarität!» reimte Bertolt Brecht. Solidarität war im 19. Jahrhundert ein Akt der Notwehr: Viele Schwache (die Arbeiter) schlossen sich gegen die

wenigen Starken (die Fabrikbesitzer) zusammen, um bessere Arbeitsbedingungen, Löhne, Sicherheitsmassnahmen zu erkämpfen.

Als Betriebsräte, Gewerkschaften, politische Parteien setzten die vielen Schwachen schliesslich die Einrichtungen des Sozialstaates durch, der letztlich nichts anderes ist als institutionalisierte Solidarität. Auch Versicherungen sind ein Teil des Solidarprinzips: Man zahlt, auch wenn man nicht betroffen ist, für die Betroffenen, aber auch für den Fall, dass man selbst einmal dazugehört.

«Wer sich solidarisch verhält, nimmt im Vertrauen darauf, dass sich der andere in ähnlichen Situationen ebenso verhalten wird, im langfristigen Eigeninteresse Nachteile in Kauf.» So hat es der Philosoph Jürgen Habermas auf den Punkt gebracht.

Entgegen unserer Quadrat-der-Entfernung-Formel haben Solidaritätsbewegungen immer wieder den Blick über die nationalen Grenzen hinaus zu richten versucht; die «Dritte-Welt-Bewegung», die Frauenbewegung sind international. Ältere unter uns erinnern sich an Demonstrationen unter dem Banner «Hoch die Internationale Solidarität!» zugunsten unterdrückter Völker oder kämpfender Partisanen, aber natürlich auch der eigenen politischen Agenda.

Diese einseitige Politisierung hat den Begriff ins Abseits gerückt, die immer bessere Ausgestaltung des Sozialstaats ihn scheinbar überflüssig gemacht. Gerade in der Schweiz vertreten mächtige Pressure Groups die Meinung, man müsse rückbauen, der Einzelne könne am besten für sich selbst sorgen.

Auch Experten und Behörden haben eine solche Situation noch nie erlebt

Und dann kam Corona! Die Umwertung der Werte! Die Paradoxie, Nächstenliebe durch (physische) Nächstenferne zu zeigen. Sich fürs Gemeinwohl einzusetzen, indem man zu Hause bleibt. Solidarität bedeutete plötzlich, sich freiwillig an Regeln zu halten, damit sie nicht drakonisch durchgesetzt werden. Bedeutete, auf Gewohntes und Gewünschtes zu verzichten, in der Annahme, dass es nützt und dass die anderen sich auch so verhalten.

Heute hat Solidarität viel mit Rücksicht und Verzicht zu tun, aber auch mit Vertrauen. Und das müssen viele in einer Gesellschaft, die sich in den letzten Jahrzehnten rasant individualisiert, kommerzialisiert und «funisiert» hat, erst wieder lernen. ○



MARTIN EBEL (*1955) ist seit 2002 Literatur-Redaktor des *Tages-Anzeigers* – sein Kommentar zur Solidarität ist ebenfalls in dieser Zeitung erschienen.

Neues Glück

In Zeiten des Ausnahmezustands wird offenbar, dass die Privatisierung des Glücks ein Betrug ist – an uns selbst und der Menschheit.

Ein Essay von **HANNES SOLTAU**

Bis vor kurzem schien alles einfach und klar: die Sache mit dem Glück. In den Zeitschriftenläden lächelte es uns von den Titelseiten entgegen, für wenig Geld liess es sich mit nach Hause nehmen. In Heften wie *Glücklich: Das Magazin für Entschleunigung, Genuss, Freude* oder in Ratgebern wie jener von Rolf Dobelli, *Die Kunst des guten Lebens. 52 überraschende Wege zum Glück*, wurden Anleitungen beschrieben. Schulen unterrichten sogar das Fach «Glück». Jungen Menschen wird dabei vermittelt, wie sie Visionen entwickeln können, gute Entscheidungen treffen und sinnvoll planen. Das gelungene Leben erscheint als Resultat von Achtsamkeitskursen und Zeitmanagement. Die Botschaft: Wir alle haben es in der Hand. Das Glück kommt zu uns, wenn wir es einladen. Es braucht dafür nur die richtigen Techniken. Wer das Handwerk erlernt, kann die Kunst ausüben.

Bis vor kurzem aber waren die Schulen geschlossen. Und wir hatten viel Zeit, all die Rezepte und andere Lebenskunstphilosophen zu studieren. Wir falteten Unterhosen mit Marie Kondo und vertieften spirituelle Techniken mit Eckhart Tolle. Doch all das machte unser Leben nicht reicher oder glücklicher. Statt dessen dämmerte es vielen Menschen zu Hause im stillen Kämmerlein, dass mit diesen Versprechen etwas nicht stimmt.

Kernthema der Philosophen

Das Streben nach Glück ist seit jeher ein Kernthema der Philosophie. Der griechische Philosoph Aristippos von Kyrene gilt bis heute als erster Glücksphilosoph und Begründer der Idee des Hedonismus. Seiner Lehre zufolge geht es darum, die Lust auf individueller Ebene zu maximieren, Schmerz hingegen, wo immer möglich, zu vermeiden. Doch schon Aristoteles wandte sich gegen die offensichtliche Sozialvergessenheit seines Vordenkers. Vielmehr sei das Glück des Einzelnen im hohen Masse von der Gunst der äusseren Umstände abhängig, das gelungene Leben des Einzelnen unweigerlich an die menschliche Gemeinschaft gebunden. Hier scheint ein rätselhafter Doppelcharakter des Glücks

auf. Es ist zugleich sowohl subjektiv abhängig vom individuellen Vermögen der Empfindung als auch objektiv von den gesellschaftlichen Daseinsbedingungen.

Rückzug in die Innerlichkeit

Am entschiedensten wandte sich Friedrich Nietzsche gegen die zahlreichen philosophischen Rezepturen für das Glück: «Dem Individuum, sofern es sein Glück will, soll man keine Vorschriften über den Weg zum Glück geben: denn das individuelle Glück quillt aus eigenen, jedermann unbekanntem Gesetzen, es kann mit Vorschriften von aussen nur verhindert, gehemmt werden.» Erst, so Nietzsche weiter, wenn die Menschheit ein «allgemein anerkanntes Ziel» hätte, wäre es möglich, eine Anleitung an die Hand zu geben, doch «einstweilen gibt es kein solches Ziel». Freilich scheint es dieses auch 120 Jahre nach Nietzsches Tod (er starb ausgerechnet an einer Lungenentzündung) nicht zu geben. Statt dessen wurde über Jahrzehnte in unseren Gesellschaften mantraartig die Losung «Mehr Privat – Weniger Staat» wiederholt, das spiegelt sich auch im Credo «Jeder ist seines Glückes Schmied». Dieses Prinzip sieht nur geringe Eingriffe in die Marktmechanismen vor und geringe Absicherung des Einzelnen gegenüber unverschuldeten Notlagen. In den USA sind derzeit die Folgen der radikal marktkonformen Ausrichtung der Gesellschaft im Krisenfall auf dramatische Art zu beobachten.

Nicht zuletzt der populäre Begriff der Resilienz verweist darauf, dass die Verantwortung für ein gelungenes, glückliches Leben immer weiter in das Individuum verlagert wird. Demnach geht es auf der Glückssuche wie einst in der griechischen Antike wieder um einen Rückzug in die Innerlichkeit. Selbst das Deutsche Bundesgesundheitsministerium rät auf seiner Homepage: «Je belastbarer Sie sind, desto besser. Das wird man vor allem, wenn man sich in kritischen Situationen nicht so schnell aufregen oder ängstigen lässt. Und das heisst: gelassener werden. Wer Wege kennt, sich selbst zu helfen, ist zuversichtlicher und empfindet weniger Stress.» Die vielen Voraussetzungen für ein gelingendes Leben, die politisch steuerbar sind, geraten da-

Die Einsicht aber, dass wir alle verletzlich sind, wird lange wirken.

bei aus dem Blickfeld. Glück wird tendenziell zu einer Kategorie der persönlichen Autosuggestion. Es gilt dabei nicht, das (Zusammen-)Leben besser zu gestalten, sondern den Einzelnen abzuhärten.

Doch mit dem Ausbruch der Corona-Krise erfolgte der gnadenlose Einfall der Objektivität. Die Vorstellung, dass jeder Mensch die Möglichkeit habe, für sein Glück zu sorgen, wurde vom Virus als Ideologie entlarvt. Nun half weder Resilienz noch unternehmerisches Geschick. Covid-19 sprengte den Rahmen der individuellen Verantwortung für das Wohlergehen, es überwand die Mauern und Gräben der Wohlstandsgesellschaften, und es vertiefte sie zugleich. Gesundheit und medizinische Versorgung sind auch eine Frage des Geldes. Und erst in der Quarantäne spürten viele, wie wenig sie doch aus sich selbst schöpfen können, wie sehr wir aufeinander angewiesen sind.

Jenseits von Klopapier-Hamsterkäufen und Corona-Partys hat sich eine Ahnung davon zu manifestieren, dass das menschliche Glück mehr ist als die bloße Befriedigung individueller Bedürfnisse. Nur gemeinsam lässt sich die Menschheitsaufgabe realisieren. Nur gemeinsam ein Unglück wie die Corona-Pandemie eindämmen, das so vielen Menschen das Leben kostet. Und so erschien in der Krise zumindest vorübergehend das «allgemein anerkannte Ziel», von dem Nietzsche sprach. Der kollektive, bange Blick auf die Infektionskurven war sozusagen die Vorahnung eines anzustrebenden solidarischen Bewusstseins. Dafür, dass wir das Wohlergehen der anderen nie aus dem Blick verlieren dürfen.

Ob das nach dem Ausnahmezustand auch gegenüber Geflüchteten und unterbezahlten Pflegerinnen gilt, wird die Gesellschaft beweisen müssen. Die Einsicht aber, dass wir alle verletzlich sind, wird lange wirken. Und dass wir füreinander da sein können. ○



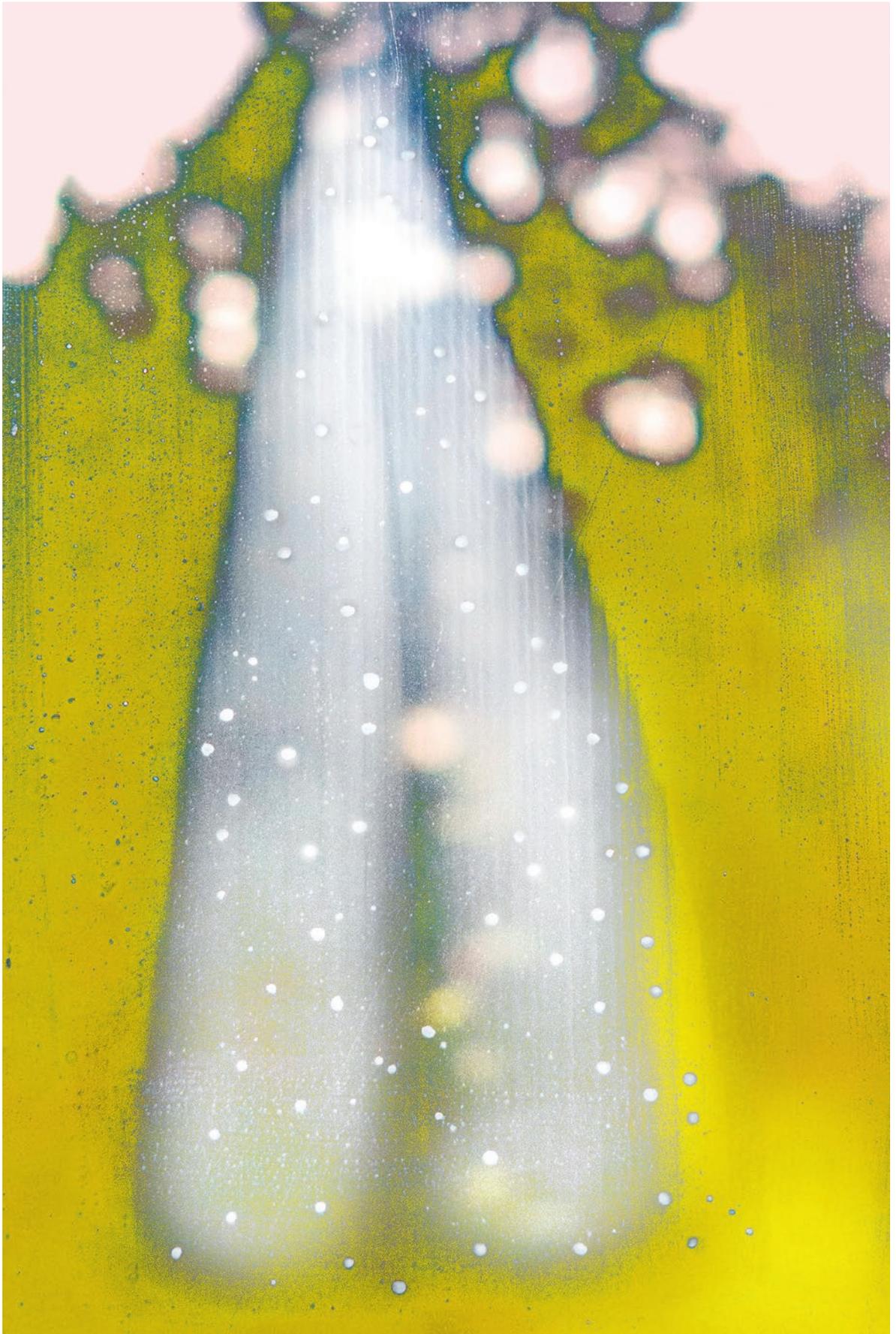
HANNES SOLTAU (*1987) studierte Politikwissenschaft und Philosophie. Er wurde zwei Mal mit dem Deutschen Reporterpreis ausgezeichnet und war wiederholt für den Theodor-Wolff-Preis und den Henri-Nannen-Preis nominiert. Dieses Essay schrieb er für die deutsche Tageszeitung *Der Tagesspiegel*.

So glücklich sind Schweizerinnen und Schweizer

Eine Umfrage der Stiftung Pro Mente Sana zeigte es vor zwei Jahren neuerlich: Schweizerinnen und Schweizer sind mehrheitlich glücklich. Rund 67 Prozent der Befragten gaben an, dass ihr Leben sehr gut bis gut verläuft. Ihr Glück lässt sich sogar mathematisch berechnen. Im *World Happiness Report* errechnet die Uno jeweils den Zufriedenheitsgrad der Menschen und fasst diesen in Zahlen: Schweizerinnen und Schweizer erreichten in der 10er-Skala immerhin einen Wert von 7,487. Die Schweiz ist damit das sechstglücklichste Land der Welt, Spitzenreiter ist Finnland.

Ein glückliches Leben zu führen, ist für uns das Wichtigste überhaupt. Doch wie stellt man das an? US-Psychiater Robert Waldinger ist dieser Frage an der Harvard University in einer bemerkenswerten Langzeitstudie nachgegangen. Er verfolgte 75 Jahre lang die Entwicklung von 700 Männern. Die Erhebung wurde im Jahr 1938 gestartet, damals waren die Partizipanten ungefähr 16 Jahre alt. Robert Waldinger initiierte damit die längste und umfassendste Studie, die je zum Thema durchgeführt wurde.

Alle zwei Jahre müssen die Teilnehmer einen Fragebogen ausfüllen und dabei unter anderem angeben, wie gut ihre Ehe ist, wie zufrieden sie mit ihrem Job sind und welchen Freizeitbeschäftigungen sie nachgehen. Parallel dazu wird die Gesundheit der Menschen alle fünf Jahre untersucht. Aus den Ergebnissen leiten die Wissenschaftler unter anderem ab, was Menschen wirklich glücklich macht. Studienteilnehmer, die eine enge und innige Beziehung zu ihrer Familie, ihrem Partner oder ihren Freunden hatten, bezeichneten sich als besonders glücklich. Diese Gruppe war auch gesünder als jene, die keine solchen Beziehungen pflegte. Im Schnitt lebten sie länger. Wie wichtig der soziale Austausch mit anderen für unser Wohlbefinden ist, zeigen auch andere Studien. Im Alleingang wird niemand glücklich – von ein paar Egomane abgesehen.



Beschlagene Fensterscheibe, Wintergarten.

Lachen erlaubt

Helfen Witze gegen Panik? Und ab wann können sie schaden? Ein Gespräch darüber, wie wichtig Humor in schweren Zeiten ist.

Interview **SELMA BADAWI**

Über Corona wurde allenthalben gewitzelt: Was ist Ihr Favorit?

JÖRG RÄWEL: Nun, viele Scherze, die ich im Zusammenhang mit Corona zugeschickt bekommen habe, waren recht ordinär. Was mich aber noch immer zum Schmunzeln bringt, ist ein Plakat der Satirepartei «Die Partei». Darauf forderte sie uns auf: «Hand in Hand gegen das Coronavirus: Menschenkette am 30. Februar.»

Was macht diesen Witz so lustig?

Es ist sehr durchdachter Humor – eine Reflexion über unser instinktives Verhalten, das oft von Moral gesteuert ist. Diese Menschenkette spiegelt ja manch plötzlichen Anflug von Solidarität und «guter Moral», die die Gesellschaft in Krisen überkommt. Dieser moralische Impuls wird durch das Plakat aufs Korn genommen. Humor ist das Antidot zur Moral, die ja eher unmittelbar und unüberlegt auf ein Ereignis reagiert. Für Humor dagegen braucht man Zeit und Distanz. Humor ermöglicht Abstand.

Kann ein Thema überhaupt zu ernst sein, um darüber zu scherzen?

In letzter Instanz: ja. Wobei gerade Tabuthemen natürlich besonders reizvoll und herausfordernd für Humor sind. Denn es gibt Themen, bei denen Humor moralische oder gar rechtliche Konsequenzen nach sich ziehen kann. Der Humor, wie auch die Kunst übrigens, bringen nämlich alternative, ungewohnte Sichtweisen auf ein Thema: In einem Witz zum Beispiel reflektiert man einen Gegenstand auf eine neue, überraschende Art und Weise.

Und es gibt Themen, bei denen sich eine alternative Perspektive verbietet?

Exakt. Der Holocaust ist zum Beispiel so ein Fall. Eine spezifische Perspektive wird durch Moral und Justiz ge-

schützt. Auch die Terroranschläge auf das World Trade Center schienen so tragisch, dass zumindest kurz nach dem Vorfall humoristische Äusserungen geächtet wurden.

Witze über Corona aber sind akzeptabel?

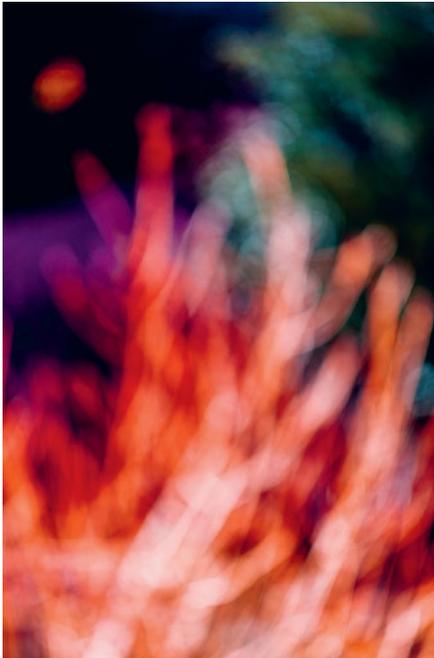
Sind sie. Im Moment zumindest. Wir stehen womöglich noch am Anfang der gesamtgesellschaftlichen Krise. Da fällt es leichter zu scherzen. Momentan amüsiert man sich ja, und das ist wichtig, vor allem über die eigene, subjektive Befindlichkeit und die panischen Auswüchse der Krise bei einem selbst – etwa beim notorischen Hamsterkauf von Toilettenpapier. Hinzu kommt, dass ein Virus als Thema zunächst keinen Schuldigen kennt: Das Szenario ist grundsätzlich als Naturkatastrophe hinzunehmen. Das lässt viel Raum für Spott. Viren sind ja keine eigenständig handelnden Figuren, die moralisch haftbar gemacht werden könnten. Es bleibt insofern nichts anderes übrig, als gute, humorvolle Miene zu einem bösen, hinzunehmenden Spiel zu machen.

Wann wäre Corona-Humor nicht mehr akzeptabel?

Wohl dann, wenn die Konsequenzen gesamtgesellschaftlich noch dramatischer werden. Wenn die Massenarbeitslosigkeit kommt zum Beispiel. Aber ab einem gewissen Punkt ist das alles eine sehr subjektive Frage: Im Prinzip ist immer Schluss mit lustig, wenn man selbst betroffen ist. Noch mal: Um Humor zu haben, muss man sich distanzieren können.

Brauchen wir Humor in Krisenzeiten mehr als sonst?

Dazu muss man wohl ein paar Eigenschaften von Humor erklären.



Sträucher, Garten.

Nur zu.

Charakteristisch für den Humor ist, dass er gewissermaßen selbstgenügsam ist. Ich habe ja schon gesagt, dass Humor durch Reflexion alternative Perspektiven auf ein Thema eröffnet. Und diese Perspektiven erzeugt er um der Alternativität selbst willen.

Er braucht also kein Ziel, keine unmittelbare Funktion?

Richtig. Kommen wir jetzt auf die Krisenzeiten. Ich meine, dass die, nennen wir sie mal: «funktionslose Funktion» des Humors gerade in Krisenzeiten von grosser Bedeutung ist. Denn das sind ja Zeiten, die von starker Unsicherheit, Orientierungslosigkeit und Unwissenheit geprägt sind. In diesen Zeiten können wir uns nicht darauf verlassen, dass Politik, Wirtschaft oder Gesundheitssystem uns sichere Perspektiven oder Lösungen anbieten. Insofern gehört Humor mit seiner Möglichkeit, neue, kreative Perspektiven zu erzeugen, die aber hinsichtlich ihres unmittelbaren Problemlösungspotenzials sinnlos erscheinen, zum Handwerkskasten der Gesellschaft, um mit Krisen zurechtzukommen. Er ist zumindest ein kleiner Hammer für kleine Nägel. Denn in unbeständigen, gefährlichen Zeiten vermögen gegenwärtig sinnlose Perspektiven ja allenfalls Sinn in der Zukunft zu bekommen.

Was löst Humor in einer Gruppe aus?

Beim Humor in Gruppen geht es oft um gemeinsame Werte. Das, worüber man gemeinsam lacht, gibt Hinweise darauf, was man latent an Werten und Perspektiven teilt. Humor kann Gemeinschaft schaffen. Im besten wie im schlechtesten Sinne.

Was wäre ein schlechter Sinn?

Wenn eine rechtspopulistische Gruppe sich etwa darüber lustig macht, dass die europäischen Aussengrenzen wegen Corona noch undurchdringlicher werden und damit Flüchtlinge nicht mehr in die EU kommen. Da zeigt sich, dass die Schaffung eines Gefühls der Gemeinschaftlichkeit nicht per se etwas Positives ist.

Unterscheidet sich der Krisen-Humor vom Alltagshumor?

Ich denke nicht, dass es einen grundsätzlichen Unterschied gibt. Allerdings gilt: In einer Krise verhält man sich anders als sonst. Man ist besonders aufmerksam und erkennt schnell Muster und Routinen. In dieser Achtsamkeit fallen bestimmte Stereotype, Konventionen und Regelmäßigkeiten im Verhalten von Personen auf. Diese Auffälligkeiten sind dann besonders anfällig dafür, humoristisch gebrochen zu werden – und damit schliesst sich der Kreis beim erwähnten Hamsterkauf von Toilettenpapier. O



Dr. phil. **JÖRG RÄWEL** (*1966) ist freier Wissenschaftler, Soziologe und Wissenschaftsjournalist. Im Jahr 2005 hat er das Buch *Humor als Kommunikationsmedium* geschrieben, erschienen im Herbert von Halem Verlag. Darin analysiert er unter anderem Bühnen- und Situationskomik, Ironie, Sarkasmus, Zynismus, Satire.

Autorin **SELMA BADAWI** hat dieses Interview ursprünglich für die Online-Pattform der *Süddeutschen Zeitung* geführt. Es wurde Ende März publiziert.

Panik, live auf Sendung

Die Corona-Krise ist auch Ergebnis einer globalisierten medialisierten Welt.

Ein Essay von **BERNHARD PÖRKSEN**

Philosophen lieben Gedankenexperimente. Sie kneifen die Augen zusammen und fragen sich: Ist der Tisch noch da, wenn ich ihn nicht sehe? Oder: Macht der Baum, der im Wald umfällt, ein Geräusch, wenn niemand vor Ort ist, der dies hört? Und sie wollen wissen: Wie ist es eigentlich, eine Fledermaus zu sein? Können Menschen sich so intensiv in das Erleben einer Fledermaus einfühlen, dass sie das Fledermaus-Gefühl empfinden?

In diesem Sinne kann man in der aktuellen Stimmungslage fragen: Was wäre unsere Wirklichkeit ohne das Internet? Und was würden wir über das Coronavirus ohne Live-Ticker, Echtzeitberichte und Breaking-News-Schlagzeilen denken, in welcher Gefühlswelt würden wir ohne die mikroskopische Registratur von dramatischen Wendungen und Zäsuren und ihrer maximalen Vergrößerung auf der Weltbühne des Netzes existieren? Was wäre, wenn wir, wie zu Zeiten der Spanischen Grippe im Jahre 1918/1919, die bis zu 50 Millionen Menschen dahingerafft hat, aufgrund der geltenden Zensur, den Verzögerungseffekten der Printwelt und der damals herrschenden Papierknappheit nichts Genaueres wüssten von den Sterbenden in unserer Stadt oder dem tausendsten Infizierten im eigenen Land? Wären wir die, die wir heute sind?

Die vernetzte Gesellschaft

Gewiss nicht. Am 3. Januar 1919 fand sich in einer Zeitung die folgende Notiz: «Es ist seltsam, wie gelassen die Welt die furchtbare Influenza-Epidemie, die sie während der letzten Monate heimgesucht, hingenommen hat, und wie wenig Aufsehen auch die schlimmsten Sensationsblätter von ihr gemacht haben.» Von diesem Gefühl der Gelassenheit ist heute, gut hundert Jahre später und im Moment einer neuartigen Pandemie, nichts zu spüren. Im Gegenteil. Das Stimmungsschicksal vernetzter Gesellschaften, die den dosierten Umgang mit ihren Affekten noch nicht beherrschen, ist die Verstärkung, die sich bis zur Panik steigern kann. Man hat den Eindruck, sich auf schwankendem Grund zu bewegen, mal vorsichtig, mal bedächtig, hin- und hergerissen zwischen Verzweiflung und Wut über geplatzte Pläne und entgangene Gelegenheiten, Sorge und Norma-

litätssehnsucht, gleichsam stets auf dem Sprung. Und im Hintergrund lauert eine leicht entzündliche Angst, die einen beim Hustenanfall des Sitznachbarn in der Tram immer wieder ergreift.

Noch einmal: Was wäre unsere Wirklichkeit ohne das Netz? Eine mögliche Antwort: Wir würden sehr viel weniger sehen ohne dieses Medium der radikalen Differenzierung. Es gäbe keine kleinen, lustigen TikTok-Videos, in denen Menschen ihr Erschrecken vor dem Virus wegtanzen, keine grossartigen Ad-hoc-Podcasts von Virologen, keine permanent aktualisierten Statistiken, keine interaktiven Karten und Kurven, die vom Fortschreiten der Pandemie künden. Man würde von den Experten, den Journalisten, den Verschwörungstheoretikern und Desinformationspezialisten, den Spass- und den Panikmachern, den Wundermittelanbietern und der verzweifelten Suche des US-Präsidenten nach einem neuen Spin einfach sehr viel weniger mitbekommen.

Wir sind, auf eine Formel gebracht, in eine Atmosphäre der totalen Gleichzeitigkeit eingetreten, leiden an einer Überdosis Weltgeschehen. Alles und alle sind jetzt gleichzeitig da, sichtbar im Weltinnenraum der Kommunikation, erlebbar auf ein und demselben Kanal, vielleicht nur einen Klick voneinander entfernt. Hass gegen Asiaten. Und Kampf gegen diesen Hass. Totale Fiktion. Und nüchterne Faktizität. Grelle Interpretationen. Das befreiende Lachen. Und die Beschwörung eines apokalyptischen Infernos. Wir erleben das Ende der Idylle in einem einzigen Rausch geteilter Information, dem sich niemand entziehen kann, weil «die kollektiven Nervenleitungen unseres Planeten eine einzige blubbernde, diffuse, quasi-fühlende, rund um die Uhr aktive Meta-Community bilden», wie der Schriftsteller Douglas Coupland einmal schrieb. Das Ineinanderfliessen des privaten und des öffentlichen Bewusstseins – Signatur des digitalen Zeitalters – wird gerade in diesen Tagen und Wochen zur alltäglichen Erfahrung. Und das bedeutet Stress, weil der Filterclash, die Sofort-Konfrontation mit immer anderen Ansichten und das Aufeinanderprallen von Parallelöffentlichkeiten, unvermeidlich geworden ist.

Wir sind in eine Atmosphäre der totalen Gleichzeitigkeit eingetreten, leiden an einer Überdosis Weltgeschehen.

Rückzug in den geistigen Garten?

In einer solchen Situation beginnt – in der Regel vornehmlich im Milieu der Privilegierten – die Sehnsucht nach informationeller Abschottung zu wachsen. Und wäre es nicht zu schön, alles wäre nur ein besinnungsloser Hype, den man durch ein bisschen Medienkritik und Netzpessimismus entschärfen könnte? Journalist Gabor Steingart – Seismograph eines zum Mainstream gewordenen Anti-Mainstream – hat die These vertreten, man habe es im Falle der Corona-Angst womöglich mit der grössten «Massenhysterie der Moderne» zu tun. Es ist kein Zufall, dass er als eine Art Beleg ein paar Sätze aus einem Essay des Schriftstellers Botho Strauss aus dem Jahr 2013 zitiert, die von den blöden sozialen Medien handeln. Was darin von Strauss intendiert ist, besitzt tatsächlich eine zeitdiagnostische Brisanz. Er skizziert eine Sehnsucht nach der Rückkehr in eine Idylle, die es, wie eben jetzt erfahrbar wird, unter den aktuellen Medienbedingungen gar nicht mehr geben kann.

Der Schriftsteller verherrlicht in dem zitierten Essay den «Unverbundenen», der sich in «neue unzugängliche Gärten flüchtet». Er ruft den «Ungerührten» (vulgo: den Gleichgültigen) zum Vorbild und zur Zukunftsgestalt aus, weil er es vermag, «ohne eine Regung von Zukunftsunruhe, ohne Angst zu leben». Wäre das nicht schön, so möchte man weiter fragen, wenn man jetzt einfach den Stecker zieht und sagt: Ich bin dann mal offline. Aber ist das Virus dann auch weg? Wird, wenn man sich dem Impulsgewitter der Medien entzieht, etwa nicht mehr gestorben und gelitten? Ist der Kampf zwischen den Mächten der Aufklärung und Gegen-aufklärung, der gegenwärtig so drastisch und dramatisch ausgefochten wird, dass selbst die Plattform-Unternehmen klar Partei ergreifen und sich auf die Seiten wissenschaftlicher Expertise schlagen, dann vorbei? Nützt es irgendwem (ausser vielleicht der eigenen Person), wenn man jetzt wegschaut? Natürlich nicht.

Das heisst: Die Spiesser eines heiliggesprochenen Seelenfriedens, die den Schrecken als Störung des eigenen Behaglichkeitskosmos begreifen, weichen mit ihren Ego-Rezepten den entscheidenden Fragen aus, die da heissen: Was ist wirklich wichtig? Wie lässt sich sinnvolle Vorsicht von lähmender Angst unterscheiden? Und wie können wir, Gefühlswesen, die wir nun einmal sind, kommunikative Register für den Umgang mit bedrohlicher Ungewissheit entwickeln?

Weder Hysterie noch Gleichgültigkeit sind wünschenswert

Natürlich gibt es auf diese Fragen keine Antwort im Sinne einer primitiven Rezeptologie. Denn das jeweilige Informations- und Kommunikationsverhalten hängt ab von der eigenen Position und Person, der eigenen Rolle, der jeweils besonderen Situation. Ist man Journalist, öffentlich auftretender Gesundheitsexperte, Medienkonsument? Und doch gilt es in allen Rollen und Konstellationen und ganz besonders in der gegenwärtigen Situation der allgemeinen informationellen Verunsicherung, das Dilemmabewusstsein neu zu schulen – und den Weg zu einer individuell und persönlich sinnvollen Strategie zu ebnen.

Seriöse Journalistinnen und Journalisten müssen in der gegenwärtigen Lage sich überstürzender Ereignisse zwischen zwei Werten abwägen. Auf der einen Seite: das Bemühen um eine sensible, strikt relevanzbezogene Informationsauswahl, der es nicht einfach nur darum geht, mit maximaler Geschwindigkeit auf Sendung zu gehen und irgendwelche Nonsense-News mit grosser Geste rauszublasen. Auf der anderen Seite: die unbedingte Aktualitätsorientierung, die jedoch ihrerseits, wenn man es denn übertreibt, zur Nachrichtenproduktion ohne Aufklärungswert abstürzen kann. Beispielsweise berichteten Online-Reporter live im Modus einer fiebrigen Krisenreportage, dass irgendein Après-Ski-Lokal irgendwo in Österreich leider ab sofort geschlossen bleibt.

Für den öffentlich auftretenden Gesundheitsexperten gilt es hingegen, die gefahrenbewusste, warnende Achtsamkeit (natürlich ohne panikschürende Dramatisierung) mit ruhiger Besonnenheit zu kombinieren, die ihrerseits nicht übertrieben werden darf. Sonst droht eine auf Beruhigung zielende Bagatellisierung.

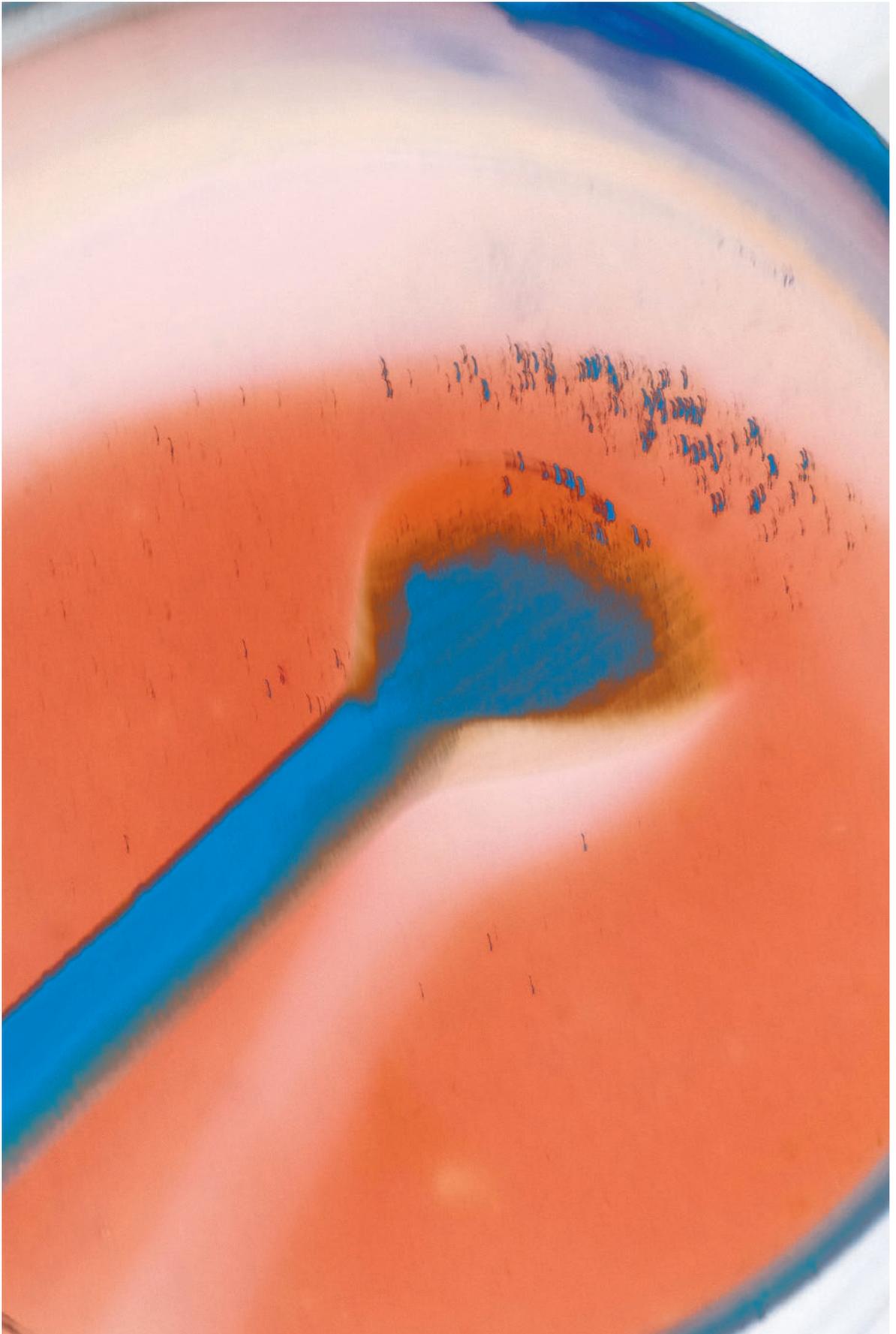
#Nachbarschaftschallenge

Und schliesslich muss es in natürlich individueller Gestalt dem einzelnen Medienkonsumenten gelingen, die engagierte Anteilnahme am Weltgeschehen in einen Ausgleich mit einer abgrenzungsfähigen Selektion und Dosierung zu bringen. Denn weder die permanente Verstörung, noch die von Botho Strauss verherrlichte Gleichgültigkeit sind wirklich wünschenswert. Was gilt es auszuhalten, was unbedingt zu betrachten, was jedoch in einem Akt der selbstbewussten Ignoranz einfach auszublenden? In welche Richtung man diese und andere Dilemmata auflöst – das bleibt in einer offenen Gesellschaft (und das ist selbstverständlich eine gute Nachricht) dem Einzelnen überlassen, passend zur konkreten Situation und der eigenen Person. Aber hier in einem hellwachen Bewusstsein zu agieren – darauf kommt es nun an. ○



© Albrecht Fuchs

BERNHARD PÖRKSEN (*1969) ist Medienwissenschaftler an der Universität Tübingen. In diesem Essay greift er auf Überlegungen zur Krisenkommunikation zurück, die er und der Kommunikationspsychologe Friedemann Schulz von Thun in ihrem Buch *Die Kunst des Miteinander-Redens. Über den Dialog in Gesellschaft und Politik* ausgearbeitet haben. Es ist soeben im Carl Hanser Verlag erschienen. Sein Essay zur Corona-Berichterstattung schrieb er für die Wochenzeitung *Die Zeit*.



Kochlöffel im Sugo, Küche.



Spiegelung auf Tisch, Garten.

Widerspruch erwünscht

Im Krieg und in der Krise müssen wir zusammenhalten. Da gibt es keinen Raum für Dissens und Kritik, so heisst es gemeinhin. Doch das Gegenteil ist der Fall.

MATTHIAS HEITMANN

Habe ich eine Erkältung, gehe ich in der Regel *nicht* gleich zum Arzt. Den suche ich erst auf, wenn es mir über längere Zeit ernsthaft schlecht geht und ich nicht mehr weiter weiss. Bis dahin versuche ich, die Krise mit alten Ritualen und Hausmittelchen zu bekämpfen, die mir auch in der Vergangenheit geholfen haben. Gesundheitsexperten überlasse ich erst die Entscheidungshoheit über mein Wohl, wenn ich mit meinem Laienwissen am Ende bin.

In gesellschaftlichen Schieflagen hingegen konsultieren wir schnell allerhand Experten und lassen uns von diesen allfällige Verhaltensweisen «briefen», wie es modern heisst. Die Experteninformationen werden in die öffentliche Auseinandersetzung eingebracht und in eine politische Problembehandlung gegossen. Wir debattieren das Ganze permanent, und beständig legen wir immer neue Finger in immer neue unbehandelte Wunden. Diese Vorgehensweise ist für demokratisch verfasste Gesellschaften typisch und

stilprägend. Sie sorgt zwar einerseits für eine Verlangsamung politischer Prozesse, andererseits aber durch die kontinuierliche kritische Begleitung auch für eine Beschleunigung, was die Anpassung solcher Prozesse und ihrer Tauglichkeit in der Wirklichkeit angeht. Dies macht offene Gesellschaften auch derart lernfähig und erfolgreich und autoritäre so statisch und fehleranfällig.

Kein monolithischer Block

Aber ist nicht doch irgendwann der Zeitpunkt gekommen, an dem es für eine demokratische Gesellschaft geboten ist, mit dem Debattieren aufzuhören und dem Ratschlag der Experten blind zu folgen? Die Antwort ist eindeutig: Weder gibt es diesen Zeitpunkt, noch ist irgendjemand befugt, gesellschaftliche Diskussionen für beendet zu erklären. Niemand hat das Recht, festzulegen, ab wann die demokratische und vielfältige Gesellschaft sich plötzlich wie ein monolithischer Block im Gleichschritt zu bewegen hat.

Was für die Freiheit im Kleinen gilt, gilt auch im Grossen: Denn als mündiger Patient mit freier Arztwahl vertraue ich mich nur jenem Arzt an, der mich gedanklich mitnimmt, und selbst dann gebe ich die Entscheidungshoheit nie freiwillig ab. Selbst dann, wenn ich bewusstlos bin und meine Entscheidung nicht äussern kann, ist der Handlungsspielraum der Ärzte extrem eng und reglementiert.

Eine Gesellschaft kann sich ihrer Situation vielleicht nicht bewusst sein, aber sie ist nie kollektiv bewusstlos. Es ist also folglich auch nie der Punkt erreicht, ab dem Experten über jeden Zweifel erhabene Entscheidungen treffen können, die die gesamte Gesellschaft betreffen. Denn das Hinterfragen der Experten und das Veröffentlichende kritischer Gegenpositionen ist ein zentrales Charakteristikum und eine enorme Stärke der demokratischen Gesellschaft. Existiert diese Möglichkeit nicht, hat die Gesellschaft aufgehört, demokratisch zu sein.

In den letzten Jahren ist die Beschwörung von Krisen oder Ausnahmezuständen zu einem häufig eingesetzten Instrument geworden, mit dem sich politisches Handeln von lästiger Interrogation abschirmen und Freiheitsrechte beschneiden lassen. Im März 2019 setzte beispielsweise die deutsche Bundesregierung das sogenannte «Klimakabinett» ein. Dieser oberhalb der verschiedenen Ressorts angesiedelte Ausschuss sollte Gesetzesvorlagen erarbeiten, mit denen Deutschland seine Klimaziele einhalten soll. Das bezweckte Signal war eindeutig: Klima geht vor, alle anderen Gesellschaftsbereiche sollen sich diesem Primat unterordnen und Abstriche machen. Die Bezeichnung des Ausschusses erinnerte sicherlich nicht zufällig an Sonderformationen aus Krisenzeiten wie etwa an das «Kriegskabinett».

Krisenmanager übernehmen

Im selben Jahr wurde von mehr als 50 deutschen Städten und Kommunen der «Klimanotstand» ausgerufen. Die Stadtregierungen brachten mit diesem Schritt zum Ausdruck, all ihre künftigen Entscheidungen unter einen Klimavorbehalt stellen zu wollen. Auch wenn all diese Massnahmen für sich genommen rein symbolisch und rechtlich unbedeutend waren, so prägten sie doch das öffentliche Bewusstsein: Sie dienten auch der Popularisierung des Ausnahmezustandes – und dadurch zugleich auch dessen Normalisierung. Wie hilfreich dieses Einüben des Unnormalen werden sollte, zeigte sich nur wenige Monate später während der heranbrechenden Corona-Krise. Innerhalb weniger Tage wurde aus dem Klimakabinett das Corona-Kabinett.

Im Zuge dieser Krise breitet sich eine Art der Intoleranz aus, die durchaus an schlimme Zeiten erinnert – auch wenn sie vorgibt, uns vor Ungemach beschützen zu wollen. Sie legt nahe, dass diejenigen von uns, die keine Epidemiologen sind, einfach den Mund halten und das akzeptieren sollten, was uns von denen gesagt wird, die es sind. Von den Laien, also vom Gros der Bevölkerung, wird gefordert, sich demütig denen zu unterwerfen, die offensichtlich wissen, was für uns am besten ist. Der Ton der Verachtung schwingt allenthalben mit – man missbilligt die Versuche einfacher Leute, die Coronavirus-Krise in zahlreichen Diskussionen, etwa in den sozialen Medien, zu verstehen. Diese Verachtung erinnert an die elitären Vorurteile, die Regierungs- und Religionsexperten im 19. Jahrhundert gegenüber dem Landvolk und dem Pöbel empfanden.

Es ist aber nicht nur der herablassende Ton dieser Verfechter der «Expertokratie in Krisenzeiten», der fragwürdig ist. Darin schwingt auch der Versuch mit, den Menschen das Recht auf Zweifel, Kritik und Widerspruch zu nehmen. Dabei ist Skepsis gegenüber Obrigkeiten und Experten gerade in Krisenzeiten dringend geboten. Denn dies sind die Momente, in denen Politik ihren zivilen Rahmen verlässt und mit der Autorität «unabhängiger» und «neutraler» Fachberater neue Regeln setzt bzw. alte ausser Kraft setzt. Die Forderung nach Krisengehorsam erweist der Gesellschaft in solchen Momenten einen schlechten Dienst – und eigentlich auch den Experten, denn auch sie haben kein Monopol auf Wahrheit und laufen Gefahr, einen Karren in Gang zu setzen, vor den sie anschliessend stärker gespannt werden, als ihnen lieb ist.

Worte für den Wahnsinn

Sicherlich bereiten gerade Zeiten der Verunsicherung und der Angst den Boden für zahlreiche Verschwörungstheorien und horrenden Falschmeldungen, welche die Menschen weiter verunsichern. Doch die Annahme, dass dies von staatlichen oder privatwirtschaftlichen Aufsehern mit aller Härte unterbunden werden sollte, ist aber gefährlich für das Grundrecht auf Meinungsfreiheit. Tatsächlich sind offene Diskussionen ein gutes Zeichen, auch wenn darin zweifelhafte Argumente mitschwingen. Sie zeigen, dass gewöhnliche Menschen, genau wie die Experten, versuchen, dem Wahnsinn unserer Zeit einen Sinn zu geben, ihn zu begreifen.

Es ist ebenfalls ein Irrtum, anzunehmen, man müsse selbst Naturwissenschaftler sein, um mit Epidemiologen sinnvoll diskutieren zu können. Durch unser Hinterfragen können wir erkennen, ob das Wissen, die Theorien oder die Massnahmen, die wir akzeptieren sollen, glaubwürdig und realitätstauglich sind. Durch die öffentliche Kontroverse darüber gestalten wir die Politik konstruktiv mit. Indem wir Widersprüche und Falschaussagen aufdecken, sorgen wir für eine höhere Transparenz und zwingen die Experten dazu, miteinander in Konflikt zu geraten und ihre Positionen besser zu erklären. Nicht zuletzt helfen wir ihnen dabei, sich ihrer gesellschaftlichen Bedeutung bewusster zu werden und Einflüsse in ihr Denken mit aufzunehmen, für das sie nicht geschult und ausgebildet sind. Denn in Sachen Alltagsleben sind nicht die Wissenschaftler die Experten, sondern wir!

Kluge Wissenschaftler werden das wachsende Interesse und das Nachfragen der Menschen begrüssen. Im Gegensatz zu Moralhütern, die glauben, dass ihre Erkenntnisse mehr Wert sind als die des «Pöbels», wissen sie nämlich, dass eine Krise an mehreren Fronten gleichzeitig bekämpft werden muss – an der wissenschaftlichen, an der politischen und an der sozialen. Anders formuliert: Wer in Krisenzeiten Experten vor unseren Fragen bewahren will, schwächt die Experten und verstärkt die Krise. Im Gegensatz dazu hält Widerspruch die demokratische Gesellschaft am Leben und die Zukunft offen. ○

MATTHIAS HEITMANN (*1971) ist freier Journalist, Kolumnist bei *Cicero Online* sowie Buchautor und Kabarettist. Zuletzt ist im November 2019 sein Buch *Schöne Aussichten. Die Welt anders sehen* erschienen. Seine Website findet sich unter www.zeitgeisterjagd.de.

Zurück in die Zukunft?

**Die Welt steht an einem Wendepunkt.
Wir können zurückkehren zu dem, was war –
oder uns neu ausrichten.**

MARLEEN STOESSEL

Kürzlich sah ich eine Abbildung von unserem blauen Planeten, dem eine weisse Atemmaske umgebunden war. Ein genaues Bild. Nicht nur die von der Corona-Pandemie heimgesuchten Bewohner – die Erde selbst scheint krank, trägt mit Fieber und Atemnot das Virus aus, ist gleichsam Patient. Und die Maske, uns allen auferlegt, demaskiert nur, wovor sie schützen soll: die tieferliegende Krankheit, die seit langem bekannt ist und doch stets verdrängt wird, obgleich immer neue Schübe in immer kürzeren Abständen vor ihr warnten.

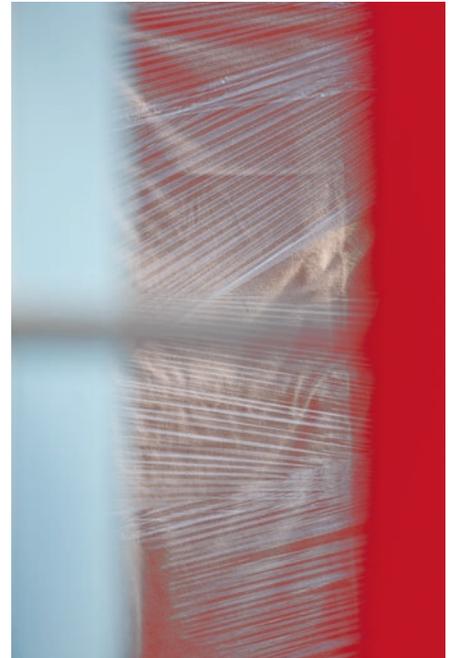
Schübe, Symptome, maskiert auch sie mit jeweils neuen Namen, die doch nur das Resultat jener subkutanen planetarischen Krankheit sind, die nach dem Fall des Eisernen Vorhangs, mit dem vorläufig endgültigen Sieg des Kapitalismus und seiner Entfesselung, an Stärke und Intensität gewann. In immer neuen «Krisen» trat sie zutage, von Tschernobyl, kurz vor der historischen Wende, über die Kriege in Jugoslawien und in Afghanistan, den Schock von 9/11, über Epidemien wie Sars und Mers, die wachsende Klimakrise bis zur Finanzkrise, über die Katastrophe von Fokushima bis zur Flüchtlingskrise 2015. Kurz vor der Corona-Pandemie hielt uns die letzte noch in Atem, nun sind die Bilder der Flüchtlingslager denen von Intensivstationen mit weiss und meerblau verummten Gestalten in Schutzanzügen weitgehend gewichen.

Wir sind der Anfang und das Ende

Doch auch sie, die zunehmenden Stürme und Tsunamis, das messbare Schmelzen der Gletscher und des polaren Eises, die Hungerkatastrophen in Indien und Afrika, die im Meer ertrinkenden Flüchtlinge – sie alle sind Ausdruck jener einen Krankheit, die unseren Planetenkörper mit all seinen Organen infiziert hat und wie eine Sepsis zu zerstören droht. Ein Geschehen, das jedoch kein biblisch strafender Gott oder ein Allah zu verantworten hat, sondern allein der Mensch selbst. Der es geschafft hat, dass ein ganzes Zeitalter, das Anthropozän, sich nach ihm benennt. Sollte diese fortlaufende Erd- und Selbstzerstörung sein einziger wesentlicher Beitrag sein?

«Menschen als Spezies stehen zwar seit Jahrzehntausenden am Ende ihrer Entwicklung; Menschheit als Spezies aber steht an deren Anfang», konstatierte der Philosoph und Schriftsteller Walter Benjamin 1929 in seinem Buch *Einbahnstrasse*. Was all die Jahre noch ein «lokales» Ereignis war, dem wir in der saturierten westlichen Welt aus der Ferne mit mehr oder weniger Empathie oder Gleichgültigkeit zusahen, das ist uns mit einem Mal und mit aller Brutalität nahe, buchstäblich auf den Leib gerückt.

Die neue Epidemie kennt keine Grenzen, sie betrifft als Pandemie uns alle. Unterschiedslos schliesst sie alle ein, unabhängig von Hautfarbe, Religion und Rang, von Arm und Reich, von Alter und Geschlecht. Indes, so gleich und wahllos auf alle verteilt, bildet die Epidemie in ihren Auswirkungen doch die vorhandenen Ungerechtigkeiten nach, und die gegenwärtigen Massnahmen zu ihrer Eindämmung: Isolation und Kontaktbeschränkung, treffen die Menschen ganz unterschiedlich hart. Man denke nur an die alleinerziehende berufstätige Mutter, die ihre Kinder nicht in die Kita bringen kann, oder an die Bewohner von Alten- oder Pflegeheimen, die ihre Angehörigen nicht sehen dürfen. Schier unerträglich für die einen, mögen für andere die Massnahmen sogar erholsam sein und, immer-



Eingepacktes Bild, Hausgang.

hin, für grosse Bevölkerungsteile auch ein Experiment: statt Büroarbeit Homeoffice, statt Auto- und Flugreisen Skype-Konferenzen... Und nicht nur wie zum Hohn, auch als erster Lohn strahlt der Himmel in reinstem Frühlingsblau, frei von Fluglärm und Kondensstreifen, die ihn sonst wie eine Menetekelschrift überzogen. Der CO₂-Ausstoss hat sich messbar verringert: eine positive Bilanz, die uns spätestens jetzt zu denken geben sollte.

Und danach? Die Rückkehr zur «Normalität»? Kann das die Sehnsucht sein? Die schöne, wohlfeile Rede im Augenblick der Bedrohung, nichts mehr würde so sein, wie es einmal war: Wie oft haben wir das schon gehört. Und danach alles wieder wie gehabt, vielleicht gar in verstärktem Mass: die ungebremste Profitgier, die Ausbeutung ganzer Erdteile, ihrer Ressourcen und ihrer Menschen, der Konsumrausch, die Energieverschwendung.

Auch das hiesige Gesundheitssystem offenbarte seine Defizite: Seit Jahren immer mehr dem Profit unterworfen, mangelt es uns nicht nur an Schutzmaterial, sondern auch an Pflegepersonal, das, allzu lange schon unterbezahlt, ob in Kliniken oder Altenheimen, nun endlich, zumindest verbal, als «systemrelevant» anerkannt wird. Indes der Sozialstaat, auch der Sozialstaat «Europa», immer weiter abgebaut wurde. Dies alles wird nun manifest, mit dem einen Unterschied zu früher: Die ganze Welt steht diesmal still. Dass dieser Crash sich als weltweite Krankheit ausdrückt, erscheint wie eine Real-Metapher eben jener tieferen Krankheit, an der die ganze Erde leidet. Als hinge sie selbst an einem Beatmungsgerät und es wäre fraglich, ob diese Prozedur die erhoffte Rettung bringt, das Todesurteil, oder welche Spätfolgen sie noch haben wird.

Packen wir die historische Chance

Dieser Unterschied zu den früheren Ereignissen könnte aber auch die Chance sein und die Krise, ihrer Wortwurzel gemäss, der entscheidende Wendepunkt im Krankheitsverlauf: Ob der «Sauerstoff», den wir im Moment allüberall mit so unterschiedlichen Opfern dem Patienten Erde und damit uns selber zuführen, zu einem Umdenken, zu einer Kehrtwende führt? Ob die Paradoxie der Erfahrung: Isolation und Kontaktsperre, uns zugleich unsere planetarische Verbundenheit bewusst und fühlbar macht. Mit all den schwierigen humanen und rechtlichen Fragen, die sich derzeit stellen, auf medizinischer Ebene, auf den Krankenstationen, in den Pflegeheimen, den Privatwohnungen, in der Wirtschaft.

Wir könnten weltweit jetzt noch einmal den Traum von einer anderen gerechteren Welt träumen, um beim Erwachen aus dem Koma, wenn die Krise hinter uns ist, aufgrund dieser individuell und kollektiv gemachten Erfahrung bewusst nach den Traumelementen zu greifen: Empathie, Solidarität, Verständnis für die, auf deren Kosten wir jene «Normalität» so selbstverständlich gelebt haben. Ein Erwachen, das alle Bereiche betrifft, die persönlichen des Konsums wie die der Betriebe, der Wirtschaft, der Ökonomie und Ökologie. Nicht aber ein Weitermachen wie bisher! «Dass es so weitergeht, ist die Katastrophe» – auch dies eine Äusserung Benjamins angesichts eines anderen damals heraufziehenden zivilisatorischen Bankrotts, dem er selber dann zum Opfer fiel.

Nach Corona eine ganz andere Welt? Das wäre ebenso ein Irrtum. Aber zumindest könnten wir uns in dieser Zeit des Stillstands schon einmal Fragen stellen, und mit ihnen die möglichen Antworten für später: Was brauchen wir, wie viel und wozu? Wie selbstverständlich nehmen wir das hin: unser täg-

lich Brot, das Wasser, den Komfort? Auf wessen Kosten? All das, was wir täglich verbrauchen und dessen Herkunft wir verdrängen. Was ist der Sinn? Das Ziel? Und was ist meine Verantwortung, für mich und den anderen? Unser Verhältnis zur Zeit. Ihr Mangel, ihre Beschleunigung, die uns den Atem nimmt. Und nun so plötzlich stillsteht.

Klimaschutz ist Seuchenschutz

«Klimaschutz ist Seuchenschutz», sagte der Naturfotograf Dirk Steffens kürzlich in einer Talkrunde. Wie etliche andere Forscher wies auch er darauf hin, dass mit weiteren Epidemien zu rechnen und die Frage nicht sei, ob, sondern wann. Einmal mehr machte er auf die Umweltprobleme aufmerksam und die Kehrseite der Globalisierung, die für die Ausbreitungsgeschwindigkeit viraler Krankheiten sorgt. Das alles ist seit langem bekannt. Vor fast drei Jahrzehnten hat der kirgische Schriftsteller Tschingis Aitmatov in einem denkwürdigen Gespräch mit dem japanischen Philosophen Daisaku Ikeda von der Austrocknung des Aral-Sees erzählt, dem Meer seiner Kindheit.

Dies seine Worte: «Das Unheil hat sich von langer Hand angekündigt. Der Syr-Daria und Mau-Daria, die beiden grossen Flüsse Mittelasiens, sind vollständig abgedämmt worden. Ihre riesigen Wasservorräte wurden zur Bewässerung der grössten Baumwollplantagen der Welt verwendet, das heisst für einige Millionen Hektar an Monokultur. Eine masslose Gewinnsucht hatte die erbarmungslose Ausbeutung der Natur und der menschlichen Arbeit zur Folge und führte schliesslich zur Unfruchtbarkeit eines grossen Gebietes – ein ganzes Meer trocknete aus, das bis dahin über Jahrtausende (...) existieren konnte.»

Wie also wollen wir leben? Wollen wir, dass jeder die gleiche Chance, das gleiche Recht für ein Leben ohne Hunger und Armut erhält? Sein Daseinsrecht? Menschenwürdig, in gerechter Verteilung der irdischen Ressourcen? Wir, die wir selber Teil der Natur sind, wie wollen wir uns zu ihr verhalten? Und wie wollen wir sterben? Auf der Intensivstation, womöglich «aussortiert», weil kein Beatmungsgerät da ist? Ausgegrenzt, durch Alter und Gruppenzugehörigkeit, als Minderheit, gar Ballast für die Gemeinschaft? Oder selbstbestimmt, geschützt, wenn uns der Selbstschutz versagt ist?

All diesen Fragen können wir uns stellen, so weit die unfreiwillige Isolation uns Zeit zum Nachdenken lässt. Auch über all die Wörter, die wir unversehens so schnell gelernt haben, bevor der Exit – auch dies ein Wort mit neuen schillernden Bedeutungen – uns in den Alltag zurückführt: Wörter wie Triage, systemrelevant, die Obergrenzen, nun nicht für die Flüchtlinge geltend gemacht, sondern für andere Kapazitäten, medizinisch oder wirtschaftlich.

Hör zu, denk nach, verstehe!

Aber auch: Wo ist die Grenze zwischen Gesundheits- und Wirtschaftsschutz? Was hat, kann, darf Vorrang haben vor dem Schutz menschlichen Lebens? Wo ist die Grenze möglicher «zu verkraftender» Todeszahlen um anderer Leben willen? Kann dies überhaupt eine Frage sein, da unsere Verfassung jedes Abwägen von Leben gegen Leben ausschliesst, kein Leben wertvoller sein kann als ein anderes? Und keine Zahlenabstraktion gegen das Individuum Mensch gewinnen darf? Und schliesslich, angesichts dieses Ausnahmestands und der schrittweisen Öffnung: Wo ist die Grenze von Schutz und Kontrolle, von Sicherheit und Freiheit, von demokratischen Rechten und staatlichen Eingriffen in unsere Autonomie?

All dies sind drängende, beklemmende Fragen, auf die es nur komplexe Antworten geben kann, auch wenn die einfachen populärer sind und leichter für populistische Zwecke nutzbar. Fragen, die uns indessen miteinander verbinden könnten, um nach dem Ende der Isolation ihr kreatives Potential zu entfalten – als Impuls, um schon jetzt Sehnsucht und Lust auf ein lebensvolles, solidarisches und faires Miteinander zu wecken. «Hör zu, denk nach, verstehe!» Auch so, so schlicht, lässt es sich mit Aitmatov sagen. ○



MARLEEN STOESEL (*1943) studierte unter anderem Literatur, Kunstgeschichte und Philosophie, arbeitete als Hochschuldozentin, Dramaturgin, Kritikerin und Theaterregisseurin und ist seit vielen Jahren für Zeitungen, Magazine, Rundfunk und Fernsehen tätig. Die Autorin lebt weitgehend in Berlin.

Vögele Kultur Bulletin

Das Magazin setzt sich intensiv mit den Themen der Ausstellung im Vögele Kultur Zentrum auseinander. Für CHF 14 kommt es zwei Mal pro Jahr per Post nach Hause. Abonnement bestellen: voegelekultur.ch/bulletins.



Vögele Kultur Zentrum

Entdecken Sie Themen des Alltags aus neuer Perspektive. Wir stellen sie in den Fokus unserer multimedialen Ausstellungen und laden Sie zum Weiterdenken ein.

Welcome back!

Sommer 2020

Von Mitte Juni bis Ende August öffnen wir unsere Räume von Freitag bis Sonntag für Schweizer Kunstschaffende und geben unseren Besuchern die Möglichkeit, das Entstehen eines Werkes live mitzuverfolgen. Informieren Sie sich auf voegelekultur.ch.

Nächste Ausstellungen

«zu Tisch», November 2020

Wir alle essen. Wir essen, um zu leben, aus Freude an der Geselligkeit und aus Lust am Genuss. Dabei lernen wir unser Gegenüber besser kennen und üben uns in Empathie. Doch wer isst wie viel und warum? Wie verändern sich unsere Essrituale? Und wie können wir uns in Zukunft nachhaltig ernähren? Die Ausstellung präsentiert die neusten Fakten zu Ernährung, räumt mit hartnäckigen Mythen auf und regt an, über das eigene Essverhalten nachzudenken.

Zur Kraft unserer Wünsche, Mai 2021

Wünsche, Ideen und Visionen prägen unser Leben. Entsprechend wichtig ist es, sie zu pflegen und ihnen Raum zu geben. Doch wie gehen wir das an? Was hilft oder hindert uns, den Wunsch nach scheinbar Unmöglichem umzusetzen? Und wollen wir tatsächlich, dass alle Träume in Erfüllung gehen? Die Ausstellung lädt dazu ein, über diese Fragen nachzudenken.

Gut zu wissen

Aktuelle Informationen

Informieren Sie sich auf unserer Website und abonnieren Sie unseren Newsletter: voegelekultur.ch

Social Media

Facebook und Instagram: @voegelekultur

Events

Mieten Sie im Vögele Kultur Zentrum, Pfäffikon SZ, die Räumlichkeiten für Ihren Anlass: das **Auditorium** für 120 Personen mit Bühne und Konzertbestuhlung oder die **Aula** für 50 bis 80 Personen. Wir beraten Sie gerne bei der Organisation!

Kontakt

Vögele Kultur Zentrum, Gwattstrasse 14,
8808 Pfäffikon SZ, Tel. 055 416 11 11,
E-Mail: info@voegelekultur.ch

**voegelekultur.ch**
neu mit: **kultur.digital**



Badewasser, Wanne.

VÖGELEKULTURZENTRUM

voegelekultur.ch Pfäffikon SZ